Hallesche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen für Anhalt und Thüringen.

1921 Nr. 298 Jahrgang 214

Bezugspreis: für hiesige und auswärtige Bezieher monatlich Mk. 7.50, vierteljährlich Mk. 22.50 frei Haus. Durch die Post bezogen zuzüglich postal. Bestellgeld.

Sonntag-Ausgabe

Sonntag, 3. Juli

Anzeigenpreis: Die 5gesp. 54 mm breite mm-Grundzeile 60 ₰. Die 3gesp. 90 mm breite mm-Reklamezeile 3,00 ₰. Rabatt nach Tarif. Ersüllungsort Halle-Saale.

Geschäftsstelle Halle-Saale: Leipziger Straße 61/62. Fernruf Zentrale 7801, abends von 7 Uhr an Redaktion 5609 und 5610. — Postscheckkonto: Leipzig 20512.

Geschäftsstelle Berlin: Bernburger Str. 30. Fernruf Amt Kurfürst Nr. 6290 Eigene Berliner Schriftleitung. — Verlag u. Druck von Otto Thiele, Halle-Saale

Reichstag und Grubenunglück

Eine lange Debatte über das Herner Grubenunglück

w. Berlin, 2. Juli.

Die Interpellation der Unabhängigen und Kommunisten wegen der Aufhebung des Schwerkriegsbeschädigtenlagerrets Charlottenburg wird innerhalb der gesetzmäßigen Frist beantwortet werden. Der Entwurf über die Anmeldung des gemäß dem Friedensvertrag beschlagnahmten Luftfahrzeuggeräts wird in allen drei Lesungen angenommen. Das Altrentengesetz wird nach der 2. Lesung einem Ausschuß überwiesen. Das Gesetz über die Gebühren der Rechtsanwälte und Gerichtsvollzieher geht an den Rechtsausschuß. Das Patientgebührengesetz wird in allen drei Lesungen genehmigt. Das Gesetz über die Sicherung von gewerblichen Schutzrechten deutscher Rechtsangehöriger im Auslande wird nach dem Ausschußantrag unverändert angenommen. Das Lohnsteuergesetz wird in zweiter und dritter Lesung genehmigt. Es folgen die Interpellationen Imbusch (Ztr.) über das Grubenunglück von Mont Cenis und Rosemann (Unabhängiger) über denselben Gegenstand.

Abg. Imbusch (Ztr.) begründet die Interpellation und spricht den Hinterbliebenen und den Verletzten seine Sympathie aus. Redner stellt fest, daß die Explosionsflamme sowohl nach oben wie nach unten durch den Wetterschacht durchgeschlagen hat. Insgesamt sind 80 Personen getötet und 70 schwer verletzt worden. Wenn die Wetterführung funktioniert, können Schlagwetter nicht vorkommen. Der Kohlenstaub muß durch Berieselung entfernt werden. Wird das befolgt und treten keine unglücklichen Zufälle ein, kann keine Explosion erfolgen. Im Falle Mont Cenis handelt es sich um eine gewaltige Kohlenstaubexplosion. Das hat die Untersuchungskommission festgestellt. Redner verliest weiterhin das Gutachten des Ausschusses, das darauf hinweist, das unmittelbar vor der Explosion ein Schutz gefallen ist. Massenunfälle gehören Gott sei dank zu den Seltenheiten, aber die kleinen täglichen Unfälle gehen in die zehn- bis zwölftausend jährlich. Der Krieg hat leider eine lagere Durchführung der gesetzlichen Vorschriften verursacht. Dazu kam die plötzliche Einstellung nicht entsprechend vorgebildeter Arbeiter. Am schlimmsten aber wirkte der Zwang der Entente, die Produktion zu steigern. Da kann uns nur entschiedene Umkehr von der augenblicklichen Laxheit helfen. Die Arbeiter müssen es allmählich lernen, nicht immer alles Heil von den Vorschriften zu erwarten. Sie müssen selbst die Augen offen halten und die Kontrollbeamten und Wettermänner unterstützen. Die Kontrollreviere dürfen nicht zu groß sein. Grubenlampen ohne Wetteranzeiger sind unpraktisch. Erforderlich ist auch strikte Durchführung der Berieselung. Redner fordert die Einbauung sogenannter Rettungskammern in den einzelnen Gruben und weiteren Ausbau des Grubenrettungswesens sowie Ausdehnung der Kontrolle. Betriebsrat und Betriebsausschüsse müssen sich der großen Verantwortlichkeit mehr bewußt sein. Das gilt auch für die Ausbildung der jugendlichen Arbeiter, die heute so vernachlässigt wird, daß der Nachwuchs nur selten in dem Beruf bleibt.

Abg. Pieper-Dortmund (Z. C.): Die Sicherheitsmänner waren den Besitzern im Wege, da sie ihrem Profithunger hinderlich waren. Die Zahl der Grubenunfälle beträgt bei 1000 Arbeitern 117 Unfälle im Ruhrrevier allein, die Gesamtzahl der Unfälle im Ruhrgebiet 366 000. Redner gibt eine ausführliche statistische Uebersicht über die stete Zunahme der Grubenunfälle in ganz Deutschland und über die Schlagwetterexplosionen. Die Zahl der Opfer dieser Explosionen übersteigt 1000. Die Berieselung ist auch auf Mont Cenis in Ordnung gewesen. Es muß aber sonst etwas auf der Grube nicht geklappt haben, sonst hätte die Zahl der Opfer nicht so groß sein können. Jedenfalls hat eine Fahrlässigkeit bestanden. Bestimmungen, die die Abgabe von Dynamit ohne entsprechende Kontrolle gestatten, fallen der Behörde zur Last, nicht der Arbeiterschaft. Während des Krieges ist solche Bummelwirtschaft eingerissen, daß z. B. die Berieselung dieserhalb einfach abgestellt wurde. So war es auch auf Mont Cenis mit der Beachtung der Vorschrift. Das Grundübel ist die soziale Lage des Bergmanns, der auf Mont Cenis bezahlte Lohn ist unter dem Durchschnittslohn im Ruhrgebiet. Die Arbeiter können damit nicht auskommen. Der Betriebsrat sollte sich weniger um die Hebung der Produktion kümmern als um das Gedeihen der Arbeiterschaft. Doch sei eine Schuld der Betriebsräte an den Mißständen nicht festzustellen.

Reichsarbeitsminister Braun stellt die tiefe Erschütterung des deutschen Volkes über die Katastrophe von Mont Cenis fest. Wir trauern über die Toten, sprechen den Hinterbliebenen unser Beileid aus und danken allen, die sich um die unglücklichen Opfer bemüht haben. Die Rettungsarbeit im Schacht war echte Bergmannstreue und wahre Kameradschaft und wird dazu beitragen, den ersten Schmerz zu lindern. Die Notwendigkeit, angesichts des Mangels an Arbeitskräften nach Abzug der Kriegsgefangenen alle möglichen Leute einzustellen, hat zu schweren Uebelständen geführt. Indessen ist nach Ausmerzen der unbrauchbaren Elemente jetzt entschieden der Weg zur Besserung beschritten worden und speziell auf Mont Cenis sind die Verhältnisse nicht schlecht gewesen. Immerhin steht die Arbeit noch nicht wieder auf der alten Höhe und es tritt noch immer ein gewisser Leichtsinn bei der Abschätzung der Gefahr zutage. Es muß unbedingt auf die Ausbildung der Arbeiterschaft entsprechend mehr Gewicht gelegt und namentlich den Fortbildungsschülern Gelegenheit zu praktischer Betätigung in der Grube gegeben werden. Die Hauptfrage ist, ob die Betriebsräte ihrer Pflicht nachgekommen sind und ob die Bestimmungen über diese Räte ausreichen. Die zwei Tage vor der Katastrophe erfolgte Befahrung der Grube hat keinerlei Ausstände gegeben. Die Regierung steht aber auf dem Standpunkte, die Rechte des Betriebsrates im Sinne einer Verhütung von Unfällen zu erweitern und ihm den Eigentümern erhöhte Vollmachten zu geben.

Bergrat Hasselbst, Vertreter der preußischen Regierung, gibt das Ergebnis der Untersuchung bekannt. Die Wetterführung funktionierte gut. Auch die Berieselung war bis auf eine Stelle in Ordnung. Diese ist aber gerade nicht getroffen worden. Ob auch in diesem Falle ein Schuß die Ursache der Explosion war, muß dahingestellt bleiben. Von einer Entzündung durch eine Lampe kann kaum die Rede sein. Zur Abgabe von Schüssen waren nur die Schießmeister berechtigt. Diese haben aber keinen Schuß abgegeben. Es liegen höchstens Indizien dafür vor, daß ein Schuß gefallen ist. Man soll auch nicht glauben, daß der Kohlenstaub infolge der Berieselung nun endlich gefahrlos wird. Wenn dann infolge eines Schusses neuer Staub hinzukommt, sind immer Explosionen möglich. Von allen Explosionen werden 90 Proz. durch Lampen hervorgerufen, davon 75 Proz. durch Sicherheitslampen. Das führte zur Einführung der elektrischen Lampen. Die Sicherheit gegen Schlagwetter ist immer noch der Möglichkeit vorzuziehen, daß die Lampen das Vorhandensein von Schlagwettern anzeigt. Das Fehlen eines solchen Anzeigers an der elektrischen Lampe ist ein Fehler, der beseitigt werden muß. Auch die Ansicht über die künftige bessere Ausbildung der Arbeiter begegnet unserem Einverständnis. Den Betriebsräten muß die Erfüllung ihrer Pflichten gegenüber der Unfallverhütung ermöglicht werden. Die Bildung einer Grubensicherungskommission findet die Zustimmung des Ministers.

In

Besprechung der Interpellation

schildert

Abg. Koch (Dn.) die Tätigkeit des Untersuchungsausschusses, der nichts halse feststellen können. Die Institution des parlamentarischen Untersuchungsausschusses hat sich nicht als zweckmäßig erwiesen; dorthin gehörte nicht der Politiker, sondern nur der Sachverständige. Unvorsichtigkeiten der Beteiligten und der Verunglückten selbst sind nicht von der Hand zu weisen. Zu einem Urteil können wir heute nicht kommen.

Abg. Winnefeld (Vpt.): Der Bericht des Abg. Imbusch war meines Erachtens objektiv. Der Bergmann kennt in der Stunde der Gefahr keine Gefahr und keine Politik. Der Reichstag kann sich zu dieser Stellungnahme leider nicht erheben. Das hat der Abg. Pieper bewiesen. Der Betriebsrat hat das Revier völlig in Ordnung befunden. Die Betriebsräte haben ihre Pflicht getan. Eine Weiterexplosion scheint mir ausgeschlossen. Es bleibt aber die Möglichkeit einer Kohlenstaubexplosion. Wenn die Debatte wenigstens den Erfolg haben würde, daß wir uns gegenseitig achten, dann würde für die Entwickelung des Bergwerks viel gewonnen.

Abg. Janschek (Soz.): Die Kette der Katastrophen der letzten Jahre ist ein fortlaufender Beweis für das Versagen der Aufsichtsbehörden. Redner gibt sodann Belege für die Behauptung, daß die Betriebsräte es schlecht haben, wenn sie sich den Wünschen der Zechen nicht fügen.

Abg. Janschek (Soz.): Wir, die wir in der Grube selbst gewesen sind, haben ebenso wie der Betriebsrat festgestellt, daß die Berieselung nicht funktioniert hat. Schläuche für die Berieselung waren nicht vorhanden. Alle Mahnungen in dieser Hinsicht blieben erfolglos. Auch dieses Unglück beweist, daß da, wo die Strecke feucht war, die Flamme nicht durchgeschlagen ist. Polizeivollmacht müssen die Betriebsräte erhalten, um hier durchgreifen zu können. Redner regt zur Bildung ständiger Untersuchungsausschüsse im Bergbau an, welche eine dauernde Kontrolle ausüben sollen. Er verlangt ferner die Einrichtung von ständigen Sperrvorrichtungen, welche eine Ausdehnung der Katastrophe verhindern sollen.

Handelsminister Fischbeck betont den unparteiischen Charakter der geführten Untersuchung. Wir haben nie versucht, die Betriebsräte auszuschalten. Ich habe an Ort und Stelle den Betriebsrat gehört, wie ich auch der Rettungsmannschaft meinen Dank aussprechen möchte. Ich protestiere gegen den Satz des Vorredners, daß die Bergverwaltung auf die Anklagebank gehört, um so mehr, als auch nicht der Schatten eines Beweises dafür erbracht worden ist.

Abg. Braß (Komm.): Auf der Grube Mont Cenis ist keineswegs alles in Ordnung gewesen. Es ist noch manches herausgekommen, was sonst verborgen geblieben wäre. Die Berieselungsanlagen waren nicht tadellos. Die Grube war gashaltig. (Hört! Hört! bei den Komm.). Es sind im ersten Vierteljahr dieses Jahres in der Grube Schlagwetter gewesen und darum ist es auch möglich, daß Schlagwetter an dem Unwetter schuld sind. Es hätte müssen ein Steiger engagiert werden wegen des Umfanges des Reviers und der Arbeiterzahl. Darum haben die Arbeiter selbst kurz vor Schichtschluß einen Schuß abgegeben, wie angenommen wird, ohne den Schießmeister, und so ihr Leben aufs Spiel gesetzt, weil sie mehr fördern wollten, weil sie mit ihren Löhnen das Existenzminimum nicht erreichten. Wir verlangen die sofortige Herabsetzung der Arbeitsdauer auf 6 Stunden und Erweiterung der Rechte der Betriebsräte, sowie Vermehrung der Sicherheitsleute.

Oberberghauptmann Althaus erkennt die Notwendigkeit an, die Bergarbeiter zu belehren. Als Redner meint, die Schießmeister hätten weiter nichts zu tun, als ihre Aufgabe zu erfüllen, erhebt sich auf der Linken lauter Protest. Die Betriebsbeamten haben die Betriebssicherheit in erster Linie zu beachten. Alles andere tritt in den Hintergrund.

Abg. Schwarzer (Bayr. Vpt.) gibt der Sympathie für die Unglücklichen Ausdruck. Die Gruben seien unsere größten nationalen Güter. Ein Unglück auf ihnen sei also ein nationales Unglück. Deshalb sei eine restlose Aufklärung notwendig. Schon jetzt sei festgestellt, daß manches dort entgegen der Vorschrift unterblieben ist.

Damit schließt die Erörterung. Das Haus genehmigt dann noch ohne weitere Debatte eine Reihe Nachtragsetats.

Beim Landwirtschaftsetat wendet sich

Abg. Herz (U. S.) gegen das 2 Milliarden-Geschenk, das mit der Erhöhung des Getreidepreises den Agrariern gemacht werden soll. Die Maisverbilligungsaktion, die 2,4 Milliarden gekostet habe, sei nur den Agrariern zugute gekommen. Es handele sich hier um einen Panamaskandal.

Abg. Döberich (D. Vpt.) tritt dem Vorredner entgegen, der diese Entstellungen zu seiner Agitation brauche. Die deutschen Bauern hätten aber keine Lust mehr, sich als Prügelknaben gebrauchen zu lassen.

Ernährungsminister Hermes: Daß Verstöße und Mißstände vorkommen, wissen wir und sind ihnen nachgegangen, wo es möglich war. Daß im übrigen der große Landbesitz mehr Brotgetreide abgeliefert hat und dementsprechend auch mehr Mais erhalten hat als der kleine Landbesitz, wird auch der Abg. Herz nicht ändern können.

Abg. Herz (U. S.) bezeichnet es als feststehende Tatsache, daß der Minister trotz aller Reden schließlich doch stets alle Wünsche der Agrarier befolgt. ch

Nach kurzer weiterer Debatte vertagt sich das Haus auf Montag mittag 1 Uhr. Kleinere Vorlagen und Nachtragsetat.

Der Kronprinz und der Weltkrieg

Ueber den Kronprinzen sind selbst in nationalen Kreisen ungünstige Meinungen da und dort verbreitet. Wohl hat Ludendorff seine Bedeutung anerkannt, fügt aber bedauernd hinzu: „Aeußerlichkeiten haben ihm geschadet". Und diese Aeußerlichkeiten wurden von den Totengräbern des Deutschen Reichs begierig aufgegriffen und breitgetreten. Da ist nun von hohem Werte, daß ein alter Diplomat, Frhr. Hermann v. Eckardstein, im dritten Bande seiner „Erinnerungen" ein Gespräch mit dem Kronprinzen wiedergibt, das dessen politischer Einsicht das beste Zeugnis ausstellt. Es war am Pfingstsonntag, den 31. Mai 1914, also genau vier Wochen vor dem Morde von Serajewo. Damals schon war der Kronprinz im höchsten Grade beunruhigt durch die russischen Truppenansammlungen an der österreichischen Grenze. Generalstab und Kanzler können sich in der Beurteilung der Lage nicht einigen, Herr v. Bethmann sei „nach wie vor politisch vollständig ahnungslos", er „wisse überhaupt nicht, um was es sich handle", er „ließe sich von den Ereignissen treiben, ohne zu einem Entschluß gelangen zu können". In einen Krieg sich einzulassen, erschien dem Kronprinzen als höchst bedenklich, er wußte wohl, daß Deutschland mit Oesterreich ganz allein stehen würde. Eben hätte er dem Hofe in Bukarest einen Besuch abgestattet und instinktiv empfunden, wie dort die auswärtige Politik ins russische Fahrwasser lenkte. Und dies sichere Gefühl hat den Kronprinzen auch nicht getäuscht, obwohl einem Diplomaten wie Kiderlen-Wächter auf Grund seiner jahrelangen Erfahrungen das Abschwenken Rumäniens vom Dreibund ein für allemal ausgeschlossen erschien. Ebensowenig unterrichtet zeigte sich der Staatssekretär des Aeußeren, Herr v. Jagow, der ihm eben erst die Weltlage als „äußerst friedlich" schilderte. Der Kronprinz verhehlte sich auch nicht, daß Rußland sich nicht nur gegen Oesterreich-Ungarn, sondern auch gegen Deutschland wandte, weil dieses ihm in seinen Plänen auf Konstantinopel im Wege stand. Im Juniheft der „Preußischen Jahrbücher" schrieb ja der Russe Mitrofanowitsch mit verblüffender Offenheit, daß der Weg nach Konstantinopel über Berlin ginge. Die deutsche Militärmission in der Türkei erschien dem Kronprinzen als ein schwerer Fehler. Wir erkennen ihn hier durchaus als einen Anhänger Bismarckscher Ueberlieferungen in der äußeren Politik. Bismarck war nie im Zweifel gewesen, daß es für Deutschlands Belange bedeutungslos sei, wenn der Russe am Bosporus herrsche. Das zu verhindern, sei Sache Englands; nun aber, das sah der Kronprinz ganz richtig, hatte die deutsche Politik das scheinbar Unmögliche erreicht: Die alten Feinde, England und Rußland, reichten sich die Bruderhand — gegen Deutschland. Eckardstein war stets für eine Verständigung mit England gewesen und glaubte nun darauf hinweisen zu können, daß, wenn sie zustande gekommen, die völlige Einkreisung eben unmöglich gewesen wäre. Der Kronprinz gab das zu und kam dann wieder auf Oesterreich-Ungarn. Er sah mit schweren Sorgen, wie Deutschland immer mehr in dessen Schleppkan kam. Und als dann einige Wochen später die Frage des Ultimatums an Serbien brennend wurde, hat der Kronprinz den Reichskanzler dringend gewarnt, wir seien nicht in der Lage, uns auf einen Krieg einzulassen.

Und nun erinnere man sich, wie der Klatsch den Kronprinzen um dieselbe Zeit als Haupt einer „Kriegspartei" hinstellte! Eine „Kriegspartei" in diesem Sinne hat es nie gegeben. Männer, die, wenn einmal Krieg war, nicht zweifelten, daß sie selbst und jedermann das Aeußerste tun müßten, um ihn dennoch zum guten Ende zu bringen, sind keine „Kriegspartei".

Aber wir fragen uns schmerzlich, — wie konnte soviel Einsicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der Dinge bleiben? Und wir können nur dem Schlußworte Eckardsteins zustimmen, wenn er schreibt: „Von hoher Tragik ist und bleibt jedenfalls das unverdiente Geschick des früheren Kronprinzen, welcher dazu verdammt ist, fern von der Heimat auf einer öden Insel sein Leben einsam und nutzlos zu verbringen, und welchem es nicht einmal vergönnt ist, seinem Lieblingssport, die Pferdezucht, nachzugehen und seine eigene Scholle zu bebauen."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X192107031-14/fragment/page=0001

Lichtnahme der Zolleinnahmen?

(Von unserem Sonderberichterstatter.)

h. Paris, 2. Juli.

Während die Pariser Blätter heute früh die Aufhebung der Zollgrenze am Rhein andeuten, verlautet in parlamentarischen Kreisen, daß die Garantiekommission den Gesamtbetrag der deutschen Zolleinnahme mit Beschlag belegen will zur Sicherheit für die Erfüllung der wirtschaftlichen Bestimmungen des Londoner Ultimatums.

Frankreichs Wille, uns unfähig zu machen, um einen guten Vorwand für das Bestehenbleiben der Sanktionen zu haben, wird immer mehr offenbar. Nun regen sich auch schon in Frankreich die Stimmen, die ganz verwundert nach dem Zweck der Maßregelung fragen, wo doch Deutschland seine Verpflichtungen erfüllt habe. So wirft z. B. folgende Meldung die interessante Fragestellung auf, „warum denn das alles jetzt noch?":

W. Paris, 2. Juli.

Im „Petit Parisien" schreibt Philippe Millet, der Augenblick scheine gekommen, sich zu fragen, ob man nicht die Aufhebung der Sanktionen, vielleicht auch eines Teils davon, ins Auge fassen könne. Gestern seien Obligationen im Betrage von 12 Milliarden von Deutschland abgeliefert worden. Es scheine also schwierig, die Aufrechterhaltung der Sanktionen mit der Restschuld, die am 1. Mai nicht beglichen worden sei, zu begründen. Was die Entwaffnung anbetreffe, so sei es allerdings verfrüht, vor Ablauf einiger Tage zu sagen, ob sie effektiv geworden sei. Man könne also für die Aufrechterhaltung der Sanktionen nur die Notwendigkeit ins Feld führen, die Aburteilung der Kriegsbeschuldigten abzuwarten. Aber wenn es auch gerecht sei, wegen dieses einzigen und letzten Grundes Maßnahmen wie die Besetzung der Rheinhäfen, die die wirtschaftliche und allgemeine Tätigkeit Deutschlands nicht schädigten, aufrecht zu erhalten, so wäre es weder gerecht noch weitblickend, die wirtschaftlichen Zwangsmaßnahmen aufrecht zu erhalten, wenn man Befriedigung in der Reparationsfrage und in der Entwaffnungsfrage erlangt habe. So gemäßigt auch die Politik der Alliierten sei, so hätten sie doch das Loch im Westen wieder geöffnet. Es wäre also nicht übereinstimmend mit der Gerechtigkeit, die deutsche Wirtschaft vom Rheinlande in dem Augenblick zu trennen, wo man von Deutschland die Bezahlung der Reparationen verlangt. Damit Deutschland die am 31. August fälligen Zahlungen leisten könne, müsse es die Banken des linken Rheinufers ebenso wie die des rechten Rheinufers kontrollieren; aber die augenblickliche Zollgrenze gestatte gerade den rheinischen Banken, sich der Kontrolle zu entziehen. Die Wahrheit sei, daß an dem Tage, da Deutschland Beweise seines guten Willens gebe, das französische Interesse gebiete, Beschränkungen zu beseitigen, die als unberechtigt empfunden würden.

w. Paris, 2. Juli.

Das „Journal" schreibt zu der Erklärung des Reichsministers Dr. Rosen, nach der einige der verbündeten Länder nicht bereit seien, den französischen Standpunkt in der Sanktionsfrage einzunehmen, die Behauptung könne unglücklicherweise nicht abgeleugnet werden. Italien habe sich in London schwer dazu verstanden, den Grundsatz der Sanktionen anzunehmen, und auch Belgien sei diesmal nicht mehr auf Seite Frankreichs. Die Zollgrenze am Rhein biete, wie man behauptet, einen großen Nachteil; denn die Waren, die früher über Antwerpen gingen, würden jetzt über Hamburg geleitet. Daraus sei erkenntlich, in welcher Lage sich Frankreich in der Sanktionsfrage und unter den Alliierten befinden werde.

Auch die Entwaffnung befriedigt

w. Paris, 2. Juli.

Das „Journal" glaubt zu wissen, General Nollet, der Vorsitzende der Interalliierten Kontrollkommission, der sich seit vorgestern in Paris aufhielt, habe erklärt, die in einer halbamtlichen Note veröffentlichten Ziffern über die Entwaffnung seien richtig. Auf alle Fälle versichert er, er habe bei den deutschen Behörden den aufrichtigen Wunsch festgestellt, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Deutsche Arbeiter gegen die Sanktionen

W. Elberfeld, 2. Juli.

Der Gewerkverein Deutscher Metallarbeiter in Elberfeld richtete an die Reichsregierung folgendes Telegramm:

Die Konferenz des Bergindustriegebietes fordert die sofortige Aufhebung der Sanktionen, unter deren Wirkung die Bergindustrie, besonders die arbeitende Bevölkerung, außerordentlich leidet. Nach der Unterschrift unter das Ultimatum verstößt es gegen Treu und Glauben, die Sanktionen aufrechtzuerhalten. Ferner wird gefordert, daß in Oberschlesien die Ordnung und die Rechtsgrundlagen wieder hergestellt werden. Oberschlesien ist ein deutsches Land; es hat durch die Abstimmung seine Gesinnung bekundet und bewiesen, daß es gewillt ist, die Deutschland aufgebürdeten Lasten mitzutragen. Die übernommenen Verpflichtungen können aber nur erfüllt werden, wenn Oberschlesien ungeteilt bei Deutschland bleibt.

Zentrum und Erzberger

Von besonderer Seite wird der Telegraphen-Union mitgeteilt:

Die Tagung der Zentrumspartei am 29. Juni wurde von der Stimmung getragen, die Partei aus der Erzberger-Krise gestärkt hervorgehen zu lassen. Mehrere der schärfsten Gegner Erzbergers, so der frühere Kanzler Fehrenbach und der Abg. Burlage, waren der Sitzung ferngeblieben. Reichskanzler Wirth hielt eine große Rede, in der er zur Sammlung aufrief. Die Minister Brauns und Stegerwald betrachteten den Fall Erzberger gleichfalls unter dem Gesichtspunkt der Parteieinigkeit und erwähnten die inneren Gegensätze nicht zu überspannen, um die Disziplin in der Partei nicht zu gefährden. Geschlossen hinter Erzberger standen die Abgeordneten Württembergs. Mit besonderem Nachdruck trat der Nachfolger Wirths im badischen Finanzministerium, der Abg. Kiefer, für ihn ein. Durch die Erklärung Erzbergers über die Einstellung des Meineidsprozesses, mit der er seine Rede einleitete, wurde die Versammlung überrascht. In längeren Ausführungen entwickelte Erzberger sein Programm, das er unter dem Leitwort: „Christlicher Solidarismus" bereits im Westen in mehreren Reden vertreten hat.

Ordnungsverfügungen im Landtag

w. Berlin, 2. Juli.

Im Hauptausschuß des Landtages wurde heute ein unabhängiger Antrag auf baldige Vorlegung des Gesetzes über die Sozialisierung des deutschen Bergbaues nach dem Vorschlag der sozialen Sozialisierungskommission gegen die Stimmen der sozialistischen Gruppen abgelehnt.

Der Geschäftsordnungsausschuß des Landtages beendete heute die dritte Lesung der neuen Bestimmungen über die Geschäftsordnung und nahm ohne wesentliche Aenderung den Beschluß des Unterausschusses über die Neufestellung der Ordnungsbestimmungen an. Danach ist der Präsident berechtigt, einen Abgeordneten, der in grober Weise die Ordnung verletzt, von der weiteren Teilnahme an der Sitzung auszuschließen, leistet der Abgeordnete der Aufforderung, den Saal zu verlassen, keine Folge, so wird die Sitzung unterbrochen und der Abgeordnete verliert ohne weiteres das Recht auf die Teilnahme an den folgenden acht Sitzungen. In besonders schweren Fällen kann der Aeltestenrat den Abgeordneten durch einen mit dreiviertel Mehrheit der Stimmen gefaßten Beschluß von der Teilnahme an höchstens 15 Sitzungen des Landtages ausschließen. Ein ausgeschlossener Abgeordneter darf an den Ausschußsitzungen nicht teilnehmen. Die Frage, ob den ausgeschlossenen Abgeordneten die Diäten entzogen werden sollen, wird bei der Aenderung des Diätengesetzes behandelt werden. Der unabhängige Sozialdemokrat Meier bemerkte in der Debatte über die Ausschließungsfrage, die neuen Ordnungsbestimmungen würden nichts nützen, er fügte hinzu: „Wir haben die Macht, Ihnen sogar das Licht auszudrehen." — Für die Neuregelung stimmten die Mehrheitssozialisten mit den bürgerlichen Parteien.

Der neue österreichische Gesandte in Berlin, Riedl, trifft am Sonnabend in Berlin ein.

Der „Reichsanzeiger" veröffentlicht das Gesetz über die Erhebung einer Abgabe zur Förderung des Wohnungsbaues und weiter eine Bekanntmachung des Reichskommissars für die Entwaffnung, wonach Militärwaffen, die nicht innerhalb der festgesetzten Fristen angemeldet oder abgeliefert worden sind, sämtlich ohne Entschädigung als dem Reiche verfallen erklärt werden.

Carnegies Millionen. Havas berichtet aus Pittsburg: Die Hinterlassenschaft Carnegies beläuft sich auf nur 25 Millionen Dollars. Es hat sich jedoch ergeben, daß der Stahlkönig im Laufe seines Lebens über 350 Millionen an Wohltätigkeitsorganisationen verteilt hat.

Spenden für Oberschlesien. Für das oberschlesische Hilfswerk hat die Deutsche Bank, die Dresdener Bank und die Diskonto-Gesellschaft je eine Million Mark, die Darmstädter Bank 600 000 Mark gestiftet. Reichspräsident Ebert hat für das oberschlesische Werk ¼ Million Mark gespendet.

Der Friedenszustand mit Amerika

b. London, 2. Juli.

Aus Washington wird gemeldet, daß der Senat mit 80 gegen 19 Stimmen die vermittelnde Resolution Porter-Knox angenommen habe, die dem Kriegszustand zwischen Deutschland und Amerika ein Ende bereite. Die Resolution ist dem Präsidenten Harding übergeben worden, der sie in den nächsten Tagen unterzeichnen werde.

b. Washington, 2. Juli.

Der Abstimmung über die Vermittlungsresolution Porter-Knox im Senat ging eine lebhafte Debatte voraus. Senator Brandegee (Republikaner) erklärte in Beantwortung einer Frage, daß die Verabschiedung der Resolution die Zurückziehung der amerikanischen Truppen zur Folge haben werde. Senator Mac Kellar (Demokrat) hat um Auskunft darüber, ob es nicht die Absicht der Republikaner sei, auf die Resolution den Friedensvertrag mit Deutschland folgen zu lassen, worauf Brandegee erwiderte, daß diese Absicht nicht bestehe; der Handelsvertrag und die Annahme der Resolution würden den Frieden mit sich bringen.

W. London, 2. Juli.

Der Washingtoner Berichterstatter der „Morning Post" meldet seinem Blatte, nachdem der Kongreß die Friedensresolution angenommen habe, werde über einen Handelsvertrag mit Deutschland verhandelt. Die „Washington Post", die, wie man glaubt, ein Sprachrohr Hardings ist, schreibt, die Nachricht, daß Harding beabsichtigt, den Versailler Vertrag oder einen neuen Vertrag wiederum dem Senat vorzulegen, sobald die Friedensresolution erledigt sei, entbehren jeder Grundlage. Ferner wird von der „Morning Post" berichtet, das Kriegsamt habe die Meldung über die Zurückziehung der amerikanischen Truppen am Rheine nicht bestätigt, aber mit Rücksicht auf die Herabsetzung der Heeresstärke und die dringende Notwendigkeit von Sparsamkeit sei die Zurückziehung nicht unwahrscheinlich.

Eine neue Völkergruppierung?

England, Amerika und Japan im Bunde.

w. London, 2. Juli.

„Daily Chronicle" schreibt: In der gestrigen Sitzung der Reichskonferenz wurde die Frage einer Konferenz zwischen Amerika, Japan und England neuerdings erörtert. Die Verhandlungen wurden am Montag fortgesetzt. Der politische Korrespondent des Blattes will wissen, man glaube in den Vereinigten Staaten, daß große Neigung für ein Abkommen zwischen den drei genannten Mächten bestehe.

Die „Times" meldet, die Mitteilung, daß der Vertrag mit Japan im Juli erlöschen werde, habe auf der Konferenz große Ueberraschung hervorgerufen. Infolgedessen hätten erregte Erörterungen stattgefunden, es verlautet, daß gestern morgen alle Premierminister mit Ausnahme Lord Georges sprachen; am Nachmittag sprachen besonders General Smuts und Hughes.

w. London, 2. Juli.

Reuter meldet, in allen verantwortlichen Kreisen werde tiefes Geheimnis über die Beratung der Reichskonferenz betreffend das englisch-japanische Bündnis gewahrt. Ein großer Teil dessen, was veröffentlicht worden sei, sei unvollkommen und irreführend. Der Gedanke eines internationalen Abkommens betr. den Stillen Ozean sei schon früher von den Staatsmännern erwogen worden, aber bisher sei weder an die Vereinigten Staaten noch an Japan herangetreten worden, noch irgend ein Vorschlag in konkreter Form erfolgt.

w. London, 2. Juli.

Mit Rücksicht darauf, daß die im vorigen Juli von Großbritannien und Japan an den Völkerbund gerichtete Mitteilung bezüglich einer evtl. Abänderung des englisch-japanischen Vertrages zu dem Zwecke erfolgt sei, ihn mit der Völkerbundssatzung in Uebereinstimmung zu bringen, nicht als Kündigung des Vertrages anzusehen sei, sei es nicht notwendig, wie vorgeschlagen wurde, das Bündnis vom 6. Oktober zu verlängern. Der Vertrag läuft daher vom 13. Juli ab ein weiteres Jahr.

Unruhen in Italien. Dem „Tempo" zufolge begaben sich infolge eines Zwischenfalls in Grosseto, wo Kommunisten einen Fascisten aus Siena, einen ehemaligen Hauptmann der Arditi, getötet hatten, etwa 1000 Fascisten aus Rom, Siena und sogar aus Triest zu einer Strafexpedition nach Grosseto. Trotz den auf sie abgegebenen Schüssen zerstörten die Fascisten die Arbeitskammer, die Druckerei einer kommunistischen Zeitung und mehrere Kommunisten gehörende Häuser. Die Wächter der öffentlichen Ordnung konnten die Unruhen nicht verhindern. Eine Mitteilung der Fascisten von Siena besagt, bei dem Zusammenstoß seien 15 Kommunisten getötet worden.

Der Kirchturm von Harthausen

8] Novelle von R. Bartolomäus.

(Nachdruck verboten.)

Zuerst hatten allerdings die amerikanischen Harthausen mit ihrem einfachen Fortkommen genug zu tun, denn mit ihren geringen Mitteln die Grundlage eines neuen Daseins zu schaffen, wurde ihnen in ihrer gewählten Heimat noch schwieriger als anderswo. Als aber diese Grundlage einmal gelegt war, wurde ihnen der Auftritt zu nennenswertem Vermögen leichter als anderswo. Sobald die Familie indes in eine bessere Lage gekommen war, mehrten sich in auffälliger Weise für sie die Schwierigkeiten. Bankhäuser, denen sie Geld anvertraut, machten Bankerott; Geschäftshäuser, von denen sie Zahlungen zu erwarten hatten, verfielen in Konkurs oder ihre Inhaber flüchteten treulos. Die Schwierigkeiten wuchsen derartig, und das bei dem sorgfältigsten Vornehmen, daß man schon daran dachte, das Land zu verlassen und sich nach Südamerika zu begeben, das gerade damals anfing, sich zu entfalten.

Da fand unvermutet ein Umschlag statt. Es war um die Zeit, als in Deutschland selber eine umfassende Handelsschwierigkeit eintrat und die Beschäftigung mit dem Auslande auf viele Jahre beschränkt werden mußte. Das war die entscheidende Zeit. Wie vorher dem Erfolge ihrer Tätigkeit die größten Hindernisse entgegengestanden hatten, so schien sich jetzt alles von selbst zu entwickeln. Die bisher untergeordnete Lage erhob sich zum Wohlstand, der Wohlstand breitete sich aus zum Reichtum, und nach gewöhnlicher Voraussicht war dieser nicht mehr zu vernichten.

Das Haus Arnnstedt hatte für seine Geschäfte Verbindungen mit der ganzen Geschäftsgemeinschaft der Erde, kannte alle Verhältnisse der großen Handelshäuser und war stets im Anspruche, aus den sich ergebenden Verlegenheiten Vorteile zu ziehen. Es besaß überall erfahrene und umsichtige Geschäftsleute, die über alle wesentlichen Vorkommnisse Nachricht gaben, schriftlich oder, wenn es sich lohnte, auch mündlich.

Herr Mander war ein solcher Vertrauensmann. Vor allem Geschäftsmann. Gestern erst aus New-York in Hamburg angekommen, suchte er nun Herrn Paul Arnnstedt auf, mit dem er zumeist den Briefwechsel geführt hatte.

„Nun, Mander! Diesmal persönlich? Haben nicht viel erreicht!", wurde er von Paul Arnnstedt begrüßt.

„Nicht anders zu machen! Wichtige Angelegenheit!"

„Was haben Sie denn?"

Herr Mander wählte aus dem Kästchen auf dem Erkertische eine lange Zigarette, zündete sie an, tat einen Zug, verschluckte den Rauch und blies ihn nach Wohlgefallen wieder heraus.

„Angelegenheit Harthausen!", sagte er endlich.

„Natürlich!"

„Was früher angedeutet, vorausgesehen, ist geschehen! Ganzer Besitz verkauft, zu Geld gemacht!"

„Nicht zu verhindern gewesen?"

„Nein! Habe berechnet, daß nach Abzug von Schulden, Legaten, Stiftungen für jeden Erben eine Million Dollar übrig bleibt. Für den Sohn, der jetzt hier ist, etwas mehr, vielleicht anderthalb Millionen. Die Tochter hatte eine reichliche Ausstattung, die ihr angerechnet wurde."

„Wo ist sie?"

„Nach letzten Nachrichten in St. Francisco. Maßgebendes Handelshaus, Landbesitz. Bleibt unbedingt drüben. Der Sohn will sich in Europa umsehen!"

„Und das Vermögen?"

„Den kleinen Teil hat er an sich. Von dem übrigen etwa die Hälfte bei Nordheim u. Co. in Hamburg, die andere in der Bank von England."

„Nordheim u. Co. ist sicher."

„— wie die Bank! Wenn man an das Geld wollte, müßte man besondere Mittel anwenden!"

„Was würden Sie tun?"

„Es kommt auf den Zweck an! Andere Mittel sind nötig, wenn man das Geld haben will, als wenn man —"

„es nur beseitigen will! Das ist selbstverständlich allein die Absicht!"

„In diesem sind wieder zwei Möglichkeiten gegeben: entweder dauernde Beseitigung oder zeitweilige, unbeschadet aller Rechte des Eigentümers. Eine ähnliche Lage gab es vor einigen Jahren bei der Bank von Chicago. Eins der führenden Häuser auf dem Fleischmarkt wollte sich die Konkurrenz eines anderen Hauses in demselben Zweige vom Leibe schaffen. Soviel man auch tat und was man auch anfing, nichts wollte zum Ziele führen. Man versuchte es mit Papieren, man fing an, den Transport zu beeinflussen — es kam zu einem Kurssturz, aber der Gegner hatte seine Werte rechtzeitig verkauft. Man brachte einen Zug zum Entgleisen, der zweimalhunderttausend Tonnen Fleisch aus dem Westen heranschaffte, der Gegner hatte über das [illegible] schon vorher verfügt. Endlich kam man auf einen Gedanken, dessen Ausführung allerdings Mut und Entschlossenheit voraussetzte. Man fand einen Mann, der es tat."

„Und was tat er?"

„Er bemächtigte sich des Bankdepots der Firma! Damit war ihr Dasein vernichtet, wenigstens in Chicago! Denn man sorgte dafür, daß ihr Besitz ihr an einem anderen Orte wieder zugestellt wurde, wo sie sich niederließ. Aber sie war doch aus Chicago fort und konnte nicht wieder hinein!"

„Ein großartiger Gedanke! Und die Leute, der Mann, der das ausgeführt hat?"

„Er steht zur Verfügung, aber umsonst ist es nicht!"

„Umsonst? Man wird ihm bezahlen, soviel er verlangt!"

„Auch Zeit muß ihm gewährt werden!", bemerkte Mander.

„Auch die! Soviel er will! Natürlich nicht allzulange!"

„Er hält sich an die ihm gesetzte Frist und an den Zweck seiner Tätigkeit!"

„Schaffen Sie mir den Mann!"

„Am besten ist's, Sie beauftragen mich! Und ich ihn, wie er's gewohnt ist!"

Arnnstedt lachte.

„Sie glauben, ich wäre es selber?", sagte Mander.

„Sie wissen, ich glaube nichts!"

„Uebrigens — er kennt Sie!"

„Nicht auffallend! Wer Geschäfte in St. Louis macht, kennt mich!"

„Ich wollte ihn herausholen, aber er ging nicht darauf ein!"

„Besser wär's gewesen, Sie hätten's nicht getan!", sagte Arnnstedt, — mag's nun sein, wie es will — ich verlasse mich nie, Sie!"

„Aber ich muß mich auch auf Sie verlassen können!", entgegnete Mander, „sonst kann nichts gelingen! Mißtrauen erschwert alles!"

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X192107031-14/fragment/page=0002

Halle und Umgebung

Halle, 8. Juli.

Unter den Eichen der Dölauer Heide

Unter den Eichen am Waldesrande liege ich
Inmitten Sommersonnenschein und Waldeinsamkeit,
Weithin schweift der Blick zum Wald hinaus zu den Türmen des fernen Schlosses,
Zu den rauchenden Schloten der Werke, Gruben und Fabriken,
Zu den Giebeln, Dächern und Türmen der nahen Stadt.
Arbeit dort, hastende, nie rastende, fiebernde Arbeit,
Hier Schweigen,
Wald,
Nur ich.

Um mich hohe, schlanke, rotbraune Kiefern,
Eichhörnchen klettern an ihnen empor
Und jagen sich mit lustigen Sprüngen von Baum zu Baum,
Ueber mir rauschende Wipfel uralter Eichen,
Vor mir hügeliges Gelände, hoch steht und gelblich das reifende Korn,
Dazwischen das satte Grün der wegebeschattenden Bäume,
Das ist meine Heimat,
Meine deutsche Heimat,
Mein Vaterland. —

Die Stadt im Abendsonnenschein, welch' ein wundervoller Anblick!
In tausend Fenstern spiegelt sich das letzte Sommersonnenleuchten,
Auf den Giebeln liegt es, auf den Dächern,
Die Türme klettert es hinauf,
Am längsten verweilt es auf Euch, Ihr schlanken Türme der Marienkirche,

Auf Dir, Du trutziger Roter Turm,
Fünf Türme,
Wo ist solches Bild wiederzufinden?

Und Du Giebichenstein, wie röten sich Deine Porphyrquader!
Der Abend kommt, in seine linden Arme nimmt er Stadt, Feld, Wald,

Die Heimat,
Das Vaterland.
Irgendwo ein Abendläuten,
Mein Gebet: Gott schütze Euch!
Eine Amsel singt ihr Schlummerlied!

Juni 1921. **Hermann Kühl.**

Denkt an Oberschlesien!

Deutsche! Der Hilferuf ist uns leider wie tägliches Brot geworden. Der am Leben Bedrohte ruft nach Hilfe, ob er gleich im weitesten Umkreis niemand sieht, der helfen kann! — Oder, ob er auch leider weiß, daß jene, welche die Stätte seiner Not umgeben, zwar helfen könnten, wenn sie wollten, aber es nicht wollen, sondern nur grausam und kalt zuschauen werden, wie er seiner Not erliegt.

Wie nun auch das bedrohte Tier, das hoffnungslose, verzweifelt nach Hilfe ruft, so ringt sich immer wieder neu ein Schrei aus Deutschlands Herzen los, nach außen meist ungehört, nach innen gehört, aber von Ohren, die abgestumpft sind, durch das endlose Einerlei der Notrufe.

Trotzdem tönt es abermals: Hilfe! Helft! Der Ruf ist nicht für die Welt außerhalb unserer Grenzen bestimmt. Er wird von deutschen Brüdern und Schwestern an deutsche Brüder und Schwestern gerichtet. „Helft!" erschallt es, „steht uns bei, die wir von unserer oberschlesischen Scholle vertrieben, aus unseren Häusern, unseren Berufen gestoßen und brotlos geworden sind!"

Ihr Brüder, Ihr Schwestern, Ihr unverdient Reichen, Ihr unverdient Armen, hört, fühlt, heget Mitleid und übt die herrliche Tugend des Gebens, die, recht geübt, immer noch eine ist! Recht geübt, nie müde wird, recht geübt, immer noch angetan ist, soziale Wunden zu heilen, soziale Gegensätze zu versöhnen. Obgleich Euer Ohr so oft bestürmt und durch Hilferufe abgenutzt worden ist, hört und helft dennoch denen, die in unserer Provinz unschuldig für ganz Deutschland leiden.

Agnetendorf i. R., den 28. Juni 1921.

Gerhart Hauptmann.

Die erste Hauptversammlung der Freien Volksbühne, Halle.

Die am Mittwoch, den 28. Juni, tagende erste Hauptversammlung der Freien Volksbühne Halle bot das Bild einer einmütigen und erfolgreichen ersten Jahresarbeit sowohl in künstlerischer wie geschäftlicher Hinsicht. Der Kassenbericht, auf Grund dessen dem vorläufigen Vorstand Entlastung erteilt wurde, ergab einen Ueberschuß von 19 000 Mark, der, wie ausdrücklich festgestellt wurde, nicht etwa an den Theateraufführungen verdient wurde (für diese wurden die Einzahlungen voll an die Theaterverwaltung abgeführt), sondern vielmehr aus einem Ueberschuß der Mitgliederbeiträge herrührt, die infolge einer vorsichtigen und glücklichen Wirtschaft bei den übrigen Veranstaltungen wie auch infolge der opferwilligen, ehrenamtlichen Tätigkeit von vorläufigem Vorstand und Mitarbeitern nicht aufgebraucht wurde. Sie bedeuten aber eine wertvolle und notwendige Rücklage für die Aufgaben des nächsten Jahres. Die Versammlung genehmigte weiter mit geringen Aenderungen den neu ausgearbeiteten Satzungsentwurf.

Für den endgültigen Vorstand wurden von der Versammlung folgende Damen und Herren gewählt: Für den geschäftsführenden Vorstand: Anzeigenvermittler Petzler, Kaufmann Borgis, Kaufmann Kochanski, Kaufmann Ritter, Lehrer Schmölling, Professor Waldling.

Für den künstlerischen Vorstand: Schriftleiter Bock, Arbeiter Bürger, Kunstmaler Busse, Lehrer Görsch, Frau Gutzeit-Wegner, Frau Karsten, Schriftleiter Kilian, Privatdozent Dr. Liepe, Professor Dr. Menzer, Schriftleiter Täumel.

Die dritte Vorstandsgruppe, der sechsgliedrige Obmännerausschuß der Vertrauensleute, wird von den in der Versammlung gewählten vierzig Vertrauensleuten in den Gesamtvorstand entsandt.

Der Mitgliedsbeitrag für das kommende Jahr wurde bei 6 Mark gelassen, dagegen hat sich die Notwendigkeit ergeben, den Beitrag für die Vorstellungen auf je 4,30 Mark einschließlich Kleiderablage zu erhöhen. Diese Erhöhung von einer Mark bleibt wesentlich hinter dem Betrag zurück, zu dem andere Volksbühnen gleichzeitig hinaufgehen müssen, sodaß der Hallesche Volksbühnenverein mit diesem Vorstellungspreis immer noch besonders günstig dasteht.

Für die kommende Spielzeit wurden umfassende organisatorische wie künstlerische Ziele gesteckt. Vor allen Dingen wird es sich der Vorstand angelegen sein lassen, für die Schaffung günstigerer Plätze im Thaliasaal, möglichst für eine feste, nach hinten zu erhöhte Bestuhlung zu sorgen. In das künstlerische Programm hofft man nach Vereinbarung mit dem Stadttheater auch Opernaufführungen im Thaliatheater aufnehmen zu können. Die künstlerischen Sonderveranstaltungen werden an Bildungs- und Genußmöglichkeiten beträchtlich erweitert werden. — Künstlern und Intendanz des Stadttheaters wurde von der Versammlung der wärmste Dank ausgesprochen.

*

Wir weisen darauf hin, daß uns vorstehender Bericht vom Vorstand des Vereins „Freie Volksbühne Halle" zuging, nachdem es unserem, zur Hauptversammlung entsandten Redaktionsmitgliede nicht gestattet wurde, dieser beizuwohnen. Ihm wurde bemerkt, daß nur der Berichterstatter der „unparteiischen" „Hallischen Nachrichten" zu der Versammlung Zutritt habe. Jedenfalls ersehen aber unsere Leser aus vorstehendem Bericht, daß z. B. der künstlerische Vorstand noch mehr als bisher nach links gerückt ist.

Verein für deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur

Die Ortsgruppe Halle des Verbandes für deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur hielt dieser Tage in Bad Wittekind nach jahrelanger Pause wieder eine Mitgliederversammlung ab. Die Ungunst der Zeit war schuld daran, daß der Verein so lange feiern mußte. Nun soll eine um so regere Tätigkeit einsetzen. Unter den gebildeten Frauen Halles sind die Ziele, die unser Verein verfolgt, viel zu wenig bekannt: wir wollen mitwirken bei der Schaffung und Ausgestaltung einer schönen, zweckmäßigen, gesundheitlich einwandsfreien Fra'u'entracht, wollen dem allzuschnellen Wechsel der Mode, der aus vielen Gründen zu verwerfen ist, Einhalt tun; uns selbst und durch unser Beispiel möglichst alle Volkskreise wollen wir erziehen zum Gefallen an Wertarbeit, an guten deutschen dauerhaften Stoffen, schönen haltbaren Farben, geschmackvollem, dauerhaftem Ausputz. Gerade in unserer armen Zeit, wo Sparsamkeit nicht nur Sache des Einzelnen, sondern nationale Pflicht ist, wächst die Wichtigkeit und das Arbeitsfeld unseres kleinen Vereins, der dem über ganz Deutschland verbreiteten Verband der Vereine für deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur angegliedert ist. Unsere reich ausgestattete Zeitschrift, die im eigenen Verlag des Verbandes — nicht mehr wie früher bei Braun in Karlsruhe — in jährlich sechs Heften erscheint, ist jeder anderen guten Moden- und Frauenzeitung mindestens ebenbürtig und besonders auf gut bürgerliche Verhältnisse zugeschnitten. Sie bringt vielerlei Anregung in allen Bekleidungsfragen, liefert gut passende Schnittmuster und streift in wertvollen Aufsätzen von Fachleuten alles, was irgend mit Frauenkultur — körperlich und geistig — zusammenhängt. Außerdem wollen sich die Vereinsmitglieder gegenseitig mit Rat und Tat helfen. Die Sitzung nahm einen sehr anregenden Verlauf. Die Vorsitzende, Frau Irma Wolf, leitete sie ein mit einem kurzen Ueberblick über Ziele und Geschichte des Vereins. Darauf berichtete Frau Bauer ausführlich über die Tagung des Verbandes für deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur, der sie im Mai in Dresden als Vertreterin Halles beigewohnt hat. Dann hielt uns Frau Grünfeld einen fesselnden kleinen Vortrag über den Unterschird zwischen deutscher und Wiener Mode und dessen äußere und innere Gründe. Von einer Neuwahl des Vorstandes wurde vorläufig abgesehen. Frau Wolf hat sich bereit erklärt, den Verein fürs erste weiter zu leiten, trotzdem sie anderweitig stark in Anspruch genommen ist. An der im Herbst stattfindenden Ausstellung des Halleschen Hausfrauenbundes „Neues aus Altem" wollen wir uns geschlossen beteiligen, und zwar soll möglichst jedes einzelne Mitglied dazu beisteuern. Näheres wird auf der Septemberversammlung, zu der noch besonders eingeladen wird, mitgeteilt werden. Zwei der Anwesenden — ihre Adressen sind durch Frau Dr. Bauer, Blumenthalstraße 18, zu erfahren — sind bereit, ungeübteren Mitgliedern mit ihrem Rat zu helfen. Für den Herbst und Winter plant der Verein auch eigene Veranstaltungen — Unterhaltungsabende, eine kleine Messe, regelmäßige „Schneidernachmittage" und ähnliches. Jedenfalls zeigte sich, daß der beste Wille zu frischer, nutzbringender Tätigkeit vorhanden ist. Hoffen wir, daß bei der nächsten Sitzung auch die Vielen, die man diesmal nicht sah, ihre Kräfte in den Dienst unserer doch gewiß guten und durchaus weiblichen Sache stellen werden. Dr. E. G.

Zur Gesetzgebung in der Wohnungsfrage

wird mitgeteilt: Der Reichstag hat das Reichsmietengesetz noch nicht verabschiedet, sondern die Geltungsdauer des Wohnungsmangelgesetzes vom 11. März 1920 bis zum 31. März 1922 verlängert, wonach die zur Beschränkung der Zwangsvollstreckungen geeigneten Maßnahmen für gültig erklärt werden. Als solche kommen vor allem Anordnungen in Betracht, die bei Räumungsurteilen die Zwangsvollstreckung nur dann zulassen, wenn das Mietseinigungsamt sie genehmigt.

— **Erinnerungsfest an die ost- und westpreußische Abstimmung.** Tausende unserer Brüder im Südosten sind Terror und dem Tode nur durch die Flucht entgangen und heben Anspruch auf Unterstützung. Die Ost- und Westpreußen lassen es sich daher nicht nehmen, ihren deutschen Brüdern in Oberschlesien durch die Tat beizustehen und fordern alle Landsleute, sowie alle Mitbürger aus Halle und Umgebung auf, zu dem vom Verein der Ost- und Westpreußen am 9. Juli, nachmittags 4 Uhr im Garten der „Saalschloßbrauerei" veranstalteten Erinnerungs- und Dankfeste an den 11. Juli 1920 zu erscheinen. Das Gartenkonzert wird von der Bergkapelle unter persönlicher Leitung ihres Dirigenten, Herrn Musikmeister Hans Teichmann, ausgeführt, während im Saale von 8 Uhr ab die Gesangsschule des Fräulein Marta Walther zur Verherrlichung des Festes beitragen wird. Für Tanzlustige soll auch ein Tänzchen arrangiert werden. Karten bei Albert Manthey, Große Ulrichstraße. Vorverkauf 2,50 Mark an der Kasse 4 Mark.

— **Beim Kommando der Schutzpolizei** laufen in letzter Zeit häufig Gesuche um Gestellung von Pferden und Gespannen für landwirtschaftliche oder industrielle Zwecke ein, wahrscheinlich veranlaßt durch einen dahingehenden Erlaß des Reichswehrministers, wonach die Reichswehrformationen ersucht werden, derartige Anforderungen nach Möglichkeit zu berücksichtigen. Das Kommando teilt hierzu mit, daß seitens der Schutzpolizei solchen Gesuchen nicht entsprochen werden kann, da sie nur in beschränktem Maße mit Gespannen und Pferden ausgerüstet ist, die für den Dienstbetrieb der Schutzpolizei voll in Anspruch genommen sind.

— **Vorsicht! Kirschkerne!** Es hieße die Willenskraft überanstrengen, wollte man die soeben beim Händler erstandenen Kirschen auf dem kürzesten Wege unangetastet in die Küche der Mutter, auf den Desserttisch oder in die Junggesellenstube bringen. Die süße Last wird, je näher dem Ziel, immer drückender, und schließlich nimmt man doch eine kleine Warenprobe schon unterwegs. In frischer Luft munden die Früchte aus dem Garten der Natur besser als gar in der Nähe des Einmacheglases. Das ist gewiß kein Verbrechen. Aber es gibt leider Kirschenkonsumenten, die, sei es aus Nachlässigkeit, sei es aus sportlichen Gründen, die Kerne in elegantem Bogen auf die Straße spucken. Es muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß das ein ebenso leichtsinniges wie verwerfliches Spiel mit der Gesundheit der Mitmenschen ist. Nur zu leicht gleiten ahnungslose Passanten aus und büßen die Nachlässigkeit der Kirschenfreunde an ihren Gliedern. Deshalb: Vorsicht mit den Kirschkernen!

— **Im Telegrammverkehr der größeren kaufmännischen Unternehmungen,** namentlich der Großbanken, hat sich in letzter Zeit der Brauch eingebürgert, die abzusendenden Telegramme nicht sogleich nach ihrer Ausfertigung aufzugeben, sondern bis zum Geschäftsschluß anzusammeln und erst in den späten Nachmittag- oder Abendstunden in größeren Mengen gleichzeitig abzuliefern. Durch das Zusammenströmen großer Telegrammassen bei den Verkehrsämtern entstehen sowohl an den Annahmestellen als auch an den Telegraphenleitungen Verkehrsstauungen, die notwendigerweise die Abfertigung und Beförderung der Telegramme verzögern und auf den gesamten Betrieb zurückwirken. Wenngleich die Telegrammverwaltung nach Kräften bemüht ist, die nachteiligen Folgen der späten Telegrammauflieferung durch weitgehende Maßnahmen möglichst abzuwenden, so läßt sich ein voller Erfolg doch nur von der einsichtsvollen Mitwirkung der beteiligten Geschäftskreise erwarten. Es kann deshalb nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, daß es im eigensten Interesse der Telegrammabsender liegt, absendungsreife Telegramme nicht unnötigerweise zurückzuhalten und für die Auflieferung größerer Telegrammengen die späten Nachmittag- oder Abendstunden möglichst auszuschalten.

— **Schwurgericht.** In der Sitzung am 2. Juli war wieder eine Plünderung aus den Märztagen 1919 Gegenstand der Verhandlung. Der Angeklagte, Arbeiter Artur Müller aus Berlin, war lange Zeit nicht zu ermitteln gewesen, so daß erst jetzt gegen ihn verhandelt werden konnte. Ihm wurde zur Last gelegt, in der Nacht vom 2. zum 3. März bei Broskowski und bei Lewin mit geplündert zu haben. Bei einer Haussuchung bei der damaligen Frau S., späteren Frau St., deren Mann im Kriege geblieben war, wurde ein auseinandergetrenntes Damenjakett gefunden, das sie von Müller, der bei ihr wohnte, bekommen hatte. Müller hatte ihr angegeben, das Jackett stamme von seiner Mutter her, die Ende 1918 gestorben war. Er hatte das Jackett, 2 Flaschen Wein und eine Kiste Zigarren an dem Abend des 2. März aus der Wohnung seines Stiefvaters geholt, der zu der Zeit nicht zu Hause war. Alle diese Sachen sollen von der Mutter herstammen, die vordem eine Zigarrenhandlung gehabt hatte, die sie später verkaufte. Als der S. Zweifel kamen und sie dem Müller erklärte, sie würde das Jackett in der Moritzburg abgeben, drohte er ihr mit „Knochen entzwei schlagen". — Die Geschworenen sprachen beide Angeklagte im Sinne der Anklage schuldig, indem sie dem Müller auch mildernde Umstände zubilligten. Dieser erhielt ein Jahr Gefängnis und 3 Jahre Ehrverlust, die S. einen Monat Gefängnis mit bedingter Aussetzung der Strafvollstreckung auf drei Jahre; das Gericht nahm zu ihren Gunsten an, daß sie vollständig unter dem Einflusse des Müller gestanden habe.

— **Stadttheater.** Infolge der Verschiebung der Berliner Strauß-Woche war der Meister nicht mehr in der Lage, noch im Laufe dieser Spielzeit in Halle zu dirigieren. Die Leitung des Stadttheaters muß daher von der Veranstaltung einer eigenen Strauß-Woche absehen, jedoch wird zunächst eine Sonder-Aufführung des „Rosenkavalier" mit auswärtigen Gästen, und zwar am Dienstag, den 5. Juli, stattfinden. Die Titelpartie singt Gertrud Kappel-Schunke vom Opernhaus Hannover, für die Partie des Ochs auf Lerchenau ist Kammersänger Ludwig Ermold von der Staatsoper Dresden verpflichtet worden. Die Marschallin übernimmt in dieser Aufführung Frau Charlotte Viereck-Kimpel von der Staatsoper Dresden. Eintrittskarten zum Preise von 3 M. bis 35 M. sind ab heute an der Kasse des Stadttheaters erhältlich.

— **Landesverein für Vorgeschichte.** Am Dienstag, den 5. Juli, 8 Uhr abends im Hörsaal des Provinzial-Museums (Eingang Richard Wagnerstraße) Vortrag des Herrn Dr. Bosch-Gimpera, Professor der Vorgeschichte an der Universität Barcelona, über die jüngere Steinzeit und Kupferzeit der iberischen Halbinsel. Eintritt für Mitglieder frei, Nichtmitglieder 1 Mark.

Most
Eine gute deutsche Schokolade

Provinz Sachsen

Eine diamantene Hochzeit

Trebnitz bei Wettin, 2. Juli.

Am Sonnabend, den 24. Juni, feierte der frühere Bäckermeister Friedrich Krüger mit seiner Ehefrau im Kreise seiner Kinder, Enkel und Verwandten das seltene Fest der diamantenen Hochzeit. Der alte Herr ist 85 Jahre, Frau Krüger 87 Jahre alt. Geistig sind beide noch frisch, sonst macht sich das Alter aber bemerkbar. Ihnen wurde nach der Einsegnung durch Herrn Pastor Tiehmann von der Kirchen- und Gemeindevertretung ein Bild überreicht. Abends brachte ihnen der Gesangverein unter Leitung des Herrn Lehrer Herrmann ein Ständchen.

Behördliche Stützung sozialistischer Zeitungen

Sondershausen, 2. Juli.

Der „Volksbote für Nordthüringen" in Sondershausen, dem es schon eine geraume Zeit sehr schlecht erging, hat nun trotz der Stützung durch die Behörden das Zeitliche gesegnet. Die Sondershäuser Regierung ließ sich die Unterstützung durch Anzeigen ein hübsches Sümmchen kosten. Die Stadt Sondershausen hat nachweislich 30 000 Mark in dieses rote Unternehmen an Anzeigen gesteckt, obgleich sie doch wissen mußte, daß der Erfolg nur ein minderwertiger sein konnte. Aber es ist ja bekannt, wie die roten Herren in solchen Fällen zu verfahren pflegen. Immerhin hat ein gütiges Schicksal die Sondershäuser Steuerzahler vor allzugroßen Verlusten bewahrt.

Den Vater mit der Keule erschlagen

Annaberg, (Erzgeb.), 2. Juli.

Der Kaufmann Gustav Adolf Tränkner wurde kürzlich von seinem Sohne mit einer afrikanischen Keule erschlagen. Der Mörder legte sein Opfer in eine eigens dazu bestellte Kiste mit Zinkeinsatz und ließ diese sachgemäß verlöten und vernageln. Heute, nach Ablauf einer Woche, wurde das Verbrechen entdeckt und der Mörder verhaftet.

— **Ammendorf, 2. Juli.** (Der Schlosser als Gemeindevorstand.) Gegen den hiesigen Gemeindevorsteher Rothe ist vom Oberpräsidenten das Disziplinarverfahren eingeleitet worden. Rothe stammt aus Arbeiterkreisen und ist gelernter Schlosser. Er ist nicht Kommunist und wurde von der kommunistischen Gemeindemehrheit bekämpft. Von Kommunisten sind hier fünf als Schöffen tätig.

— **Corbetha, 2. Juli.** (Selbstmord, kein Raubmord.) Bei der Auffindung der schon sehr stark in Verwesung übergegangenen Leiche handelt es sich nicht um einen Raubmord, sondern um Selbstmord. Der in der Hand des Toten befindliche Revolver enthielt noch 2 Patronen. Sonst wurde weder Uhr noch Geldtasche vorgefunden. Der die Leiche zuerst entdeckende Sohn des Landwirts, in dessen Roggenfelde die Leiche lag, ist noch heute krank von dem Schreck und Anblick der Leiche.

— **Kaltenmark, 2. Juli.** (Die Hengsthaltungsgenossenschaft Kaltenmark) hielt am 28. Juni, 2 Uhr nachmittags, seine erste Fohlenschau mit Prämiierung ab. Vorgestellt wurden 47 Fohlen in 7 Klassen und 2 Familien mit je 4 Nachkommen. Die Saugfohlenklasse mit 20 Stück, in welcher der erste Genossenschaftshengst „Oberon" mit 17 Nachkommen vertreten war, wies zum Teil recht gutes Material auf, und man kann dem genannten temperamentvollen Hengst wohl eine gute Vererbungskraft zuschreiben. Die folgenden Schauen werden jedoch erst hiervon den vollen Beweis zu bringen haben. Auch in den übrigen Klassen wurden größtenteils recht gute Tiere vorgestellt. Hervorzuheben ist vor allen Dingen die gute Pflege sämtlicher Tiere. Die Schau muß auf jeden Fall als gut gelungen bezeichnet werden und dürfte ihren Zweck zur Aufklärung und Förderung in der Pferdezucht nicht verfehlt haben.

— **Schlettau, 2. Juli.** (Der Betrüger.) Im benachbarten Beuchlitz wurde der ehemalige Musiker (jetzt Knecht) Sjoma Sverdloff, der in Odessa geboren wurde, durch den Landjäger festgenommen, da er sich einer Unterschlagung in Mainz schuldig gemacht hat und von dem dortigen Polizeiamt im Fahndungsblatt gesucht wird. Der noch junge Betrüger stammt aus einer angesehenen Bürgerfamilie, die jetzt in Bamberg wohnt. Zwecks Aburteilung wurde er der Strafanstalt Halle zugeführt.

— **Querfurt, 2. Juli.** (Ausgrabung einer Aufrührerleiche.) Auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft wurde am Montag die Leiche des bei dem Märzaufstand erschossenen Arbeiters Otto Peter wieder ausgegraben. Die Obduktion wurde von den beiden Kreisärzten aus Merseburg und Eisleben ausgeführt. Als Mitglieder des parlamentarischen Untersuchungsausschusses waren zugegen: Kilian-Halle und Christange-Eisleben. Der Friedhof war während dieser Zeit für den öffentlichen Verkehr gesperrt.

— **Bernburg, 2. Juli.** (Zwei tödliche Unfälle.) Auf den Zementwerken der Solvayfabrik wurde gestern der Arbeiter Frankenstein bei einer Explosion bei Autogenschweißungen so schwer verletzt, daß er auf der Stelle tot war. — Der Former Hermann Kreigel aus Ilberstedt sprang heute, als er sich an seine Arbeitsstätte in Bernburg begeben wollte, auf den schon in Fahrt befindlichen Zug auf, kam dabei zu Fall und unter die Räder des Zuges, die ihm ein Bein abfuhren. Da er sehr starken Blutverlust erlitte, wird an seinem Aufkommen gezweifelt.

— **Bockerode, 2. Juli.** (Im Kampfe mit Verbrechern.) Der Hilfsjäger Lübecke im Forsthaus Kapen geriet in vorletzter Nacht mit Einbrechern, die er bei der Rückkehr von einem Revisionsgang an der „Arbeit" fand, in ein Feuergefecht, bei dem er schwer verwundet wurde, so daß er ins Kreiskrankenhaus gebracht werden mußte. Die Verbrecher entflohen, ließen aber am Tatorte Schuhe, Hüte, Rucksack und Einbrecherwerkzeug zurück, so daß man hoffen kann, durch diese Sachen die Verbrecher ermitteln zu können.

— **Ohrdruf, 2. Juli.** (Unglücklicher Schuß.) In Döllstedt bei Gotha, wo er bei einem Landwirt bedienstet war, wurde der 16 Jahre alte landwirtschaftliche Arbeiter Alfred Möller von hier durch einen von einem Altersgenossen unvorsichtig abgegebenen Schuß in den Leib getroffen und dabei derart schwer verletzt, daß der junge Mann nach 14tägigem Leid und schwerer Operation gestorben ist.

— **Hildburghausen, 2. Juli.** (Der entwichene Wachtmeister.) Aus dem Amtsgerichtsgefängnis sind zwei Verbrecher, der ehemalige Staatspolizeibeamte Willi Schubert und der Arbeiter Wittmann, ausgebrochen.

— **Greiz, 2. Juli.** (Verminderte Staatsräte.) In der dieser Tage zusammengetretenen Tagung der Gebietsregierung wurde die Zahl der reußischen Staatsräte entsprechend den Thüringer Landtagsbeschlüssen auf drei verringert. Als Staatsräte ausgeschieden sind: Kitz-Greiz und Zschätz-Gera.

„H. Z." Sportberichte

Rennen zu Berlin-Grunewald

(Eigene Drahtmeldung der „H. Z.")

1. **Preis von Langenbielau.** 1. Malente (Braun), 2. Augur, 3. Reichard. Toto: 47, 17, 21, 25. Ferner liefen: Brandmeister, Livia, Napi. Offensive, Sauerklee, Strymon Suvretta. — 2. **Versuchsrennen der Stuten.** 1. Feuer (Staudinger), 2. Galerie, 3. Fontalyca. Toto: 37, 24, 29. Ferner liefen: Marotte, Movalda, Rosperga. — 3. **Landgraf-Ausgleich.** 1. Finnländer (Jentzsch), 2. Katzenjammer, 3. Halloh. Toto: 27, 14, 33, 22. Ferner liefen: Colberg, Erwachen, Hoppy, Orkan, Primadonna, Räuberhauptmann, Wolkenschieber. — 4. **Adonius-Rennen.** 1. Ordensjäger (Olejnik), 2. Liebhaber. Toto: 10. Zwei liefen. — 5. **Walburg-Rennen.** 1. Dunst (Lüneberger), 2. Aurora, 3. Exzelsior. Toto: 79, 42, 65, 42. Ferner liefen: Blau und Weiß, Cassian, Deutschritter, Jo (dr. Bismajor) Meinhard, Rosenfels, Sappe, Tannkönig, Teifi, Wellenbrecher. — 6. **Werder-Rennen.** 1. Scala (Mihan), 2. Ahnfrau, 3. Quälgeist. Toto: 59, 20, 36, 18. Ferner liefen: Diadem, Fee, Gondler, Halbmond, Merkur, Saloppe, Schakal, Tarnkappe. — 7. **Sommer-Ausgleich.** 1. Dardanos (Jentzsch), 2. Ismene, 3. Glückskind. Toto: 39, 20, 24, 50. Ferner liefen: Aladar, Demagog, Fra Diavolo, Neulütz, Ostera, Persius, Prophetin, Ulan II.

— **Das internationale Stadionfest.** Das deutsche Stadion im Grunewald wird am Sonntag seinen großen Tag haben. Das zu Gunsten des Oberschlesischen Hilfswerks gemeinsam vom Berliner Sport-Club, Sport-Club Charlottenburg und Schwimmklub Poseidon veranstaltete Fest wird sich zu einem sportlichen Ereignis allerersten Ranges gestalten. Schwedische, holländische und schweizer Sportleute werden mit der besten deutschen Klasse die Klingen kreuzen. Bei den Leichtathleten sind besonders die Staffeln hervorzuheben. Ueber 4 mal 100 treten B. S. C., S. C. C., Eintracht-Frankfurt (Main), eine schweizer Ländermannschaft mit dem Meister Imbach an der Spitze, sowie eine Hamburger und noch andere Berliner Mannschaften in Wettbewerb. Die 3 mal 1000-Meter-Staffel bringt u. a. die berühmte Mannschaft des Idrottsklubben Göta-Stockholm an den Ablauf. Den Schweden treten entgegen Peltzer, Volkmann und Kaape (Preußen-Komet-Stettin), der Berliner Sport-Club mit v. Massow, Tamsel und Kühn, der T. u. Sp. V.-Zehlendorf 88 mit Köpke, Langkutsch und Murawski sowie der Sport-Club Charlottenburg. Der Turn- und Sportverein München 1860 entsendet fünf seiner berühmtesten Leichtathleten, Söllinger, J. Schmid, G. Schmid, Gaim und Frl. Kießling. Schmid ist einer unserer besten deutschen Hürdenläufer, Gaim der beste süddeutsche Stabhochspringer. Frl. Kießling, bekanntlich deutsche Meisterin im Kugelstoßen, 100-Meter-Lauf und Weitsprung. Söllinger ist einer unserer besten Mehrkämpfer. — Im Schwimmen geht es ebenfalls heiß her. Der schwedische Weltmeister im Brustschwimmen Molmroth-Stockholm trifft mit unserem Meister Rademacher-Magdeburg zusammen. Im Rückenschwimmen starten unsere Besten in dieser Schwimmart wie Beyer-Spandau, Skamper-Köln, Dahlem-Ruhrort, Eitner-Bremen. Altmeister Schiele ist ebenfalls wieder mit von der Partie. Im Wasserball kämpfen der holländische Meister „Het Y"-Amsterdam, Wasserfreunde-Hannover, Triton-Forelle und Germania-Berlin. Es steht also ein Großkampftag bevor. Hoffentlich macht das Wetter keinen Strich durch die Rechnung. Es wäre schade um die aufgewandte Mühe.

— **Die Deutschen Kanumeisterschaften,** die am 30. und 31. Juli in Frankfurt a. M. gelegentlich der Tagung des Deutschen Kanuverbandes stattfinden, werden jetzt ausgeschrieben. Es gelangen die Meisterschaften im Einer- und Doppelkanadier, Einer- und Doppelkajak zur Entscheidung. Außerdem sieht das Programm noch 18 Wettbewerbe für die verschiedensten Klassen vor, für die zum Teil wertvolle Wanderpreise zur Verfügung stehen. Meldeschluß ist am 16. Juli bei L. Goertz, Frankfurt a. M., Kaiserstraße 55.

Volkswirtschaft

Askania-Werke A.-G. Dessau

Eine Umgründung.

Die von der Deutschen Continental-Gasgesellschaft in Dessau unter der Firma Zentral-Werkstatt, Dessau, betriebenen Fabriken, für Gasmessung und Apparatebau in Dessau sind zufolge eines zwischen der Deutschen Continental-Gasgesellschaft und der Firma Carl Bamberg, Werkstätten für Präzisionsmechanik und Optik in Berlin-Friedenau, getroffenen Abkommens zusammen mit dem Unternehmen der Firma Bamberg in eine neugegründete Aktiengesellschaft eingebracht, die die Firma Askania-Werke, A.-G., vorm. Zentralwerkstatt Dessau, und Carl Bamberg, Friedenau, führt, und ihren Sitz in Dessau hat. Mit einem Aktienkapital von 20 Millionen ausgestattet, ist der Zweck der beiden Unternehmen und Betriebes wie bisher die Herstellung von Apparaten und Instrumenten aller Art auf dem Gebiete der Gasindustrie, Präzisionsmechanik und Optik. Der Zusammenschluß bezweckt die Fortführung und Erweiterung dieser Fabrikationsgebiete, deren Verbesserung durch Anwendung der Präzisionsmechanik, insbesondere fürr Gas-, Wasser- und Elektrizitäts-Dampfmessung.

Wochenbericht vom Metallmarkt

Deutscher Metallhandel A.-G. Berlin-Oberschöneweide.

Im Zusammenhang mit der weiter sinkenden Bewertung der deutschen Mark im Auslande machte die Festigkeit am deutschen Metallmarkt in der abgelaufenen Berichtswoche erhebliche Fortschritte. Schon am Montag wurden die Preise ganz wesentlich heraufgesetzt und zogen im Laufe der Woche noch weiter an. Am Ende der Berichtswoche ist eine gewisse Beruhigung eingetreten, so daß die Marktlage heute als ruhig, jedoch fest bezeichnet werden kann. Auch in London waren im Gegensatz zur Vorwoche die Preise etwas anziehend, so daß beide Momente zusammenwirkten und einen Anreiz für größere Käufe auslösten. Es wurden sowohl von Händlern, wie seitens des Konsums erhebliche Quantitäten aus dem Markte genommen und hierfür ohne weiteres höhere Preise bewilligt.

Kupfer und Zinn werden heute etwa 100 M. über der Schlußnotierung der vorigen Woche bezahlt, Blei wurde etwa 50 M. und Zink, in dem vor allem prompt greifbares Material stark gesucht bleibt, um 75 M. heraufgesetzt.

In Uebereinstimmung mit der Bewegung am Neumetallmarkt wurden auch Altmetalle wesentlich höher bewertet. Der Konsum hat bisher zwar nur wenig gekauft, wird sich aber doch dazu entschließen müssen, die jetzt geltenden Preise anzulegen, da kaum Aussicht vorhanden ist, daß sich das Preis-Niveau in der nächsten Zeit erheblich senkt. Die fremden Devisen zeigen, obwohl ständig Schwankungen vorhanden sind, nach wie vor feste Tendenz, in der Hauptsache verursacht, durch unsere großen Zahlungsverpflichtungen der Entente gegenüber, die einstweilen kaum nachlassen dürften.

Es gelten zurzeit für den Konsum folgende Preise: Elektrolytkupferkathoden prompt 21,50/21,25 M. per 1 Kilogramm, Juli 21,50/21,25 M. per Kilogramm, August 21/20,50 M. per 1 Kilogramm. Raffinadekupfer prompt 18,75/18,50 M. per 1 Kilogramm, Juli 18,75/18,50 M. per 1 Kilogramm, August 18,50/18,25 M. per 1 Kilogramm. Blei prompt 6,85/6,60 M. per 1 Kilogramm, Hüttenrohzink Marke Ziro R/R 7,80/7,60 M. per 1 Kilogramm. Feinzink 8,70/8,50 M. per 1 Kilogramm. Bankazinn 49,50/48,50 M. per 1 Kilogramm. Straitszinn 48,50/47,50 Mark per 1 Kilogramm. Antimon 7,75/7,25 M. per 1 Kilogramm.

Wollversteigerung am 30. Juni 1921 in Güstrow. Die 9. diesjährige Wollversteigerung des Wollverwertungsverbandes deutscher Landwirtschaftskammern, abgehalten von der Deutschen Wollgesellschaft, war mit rund 2300 Ztr. Wolle beschickt und verlief in lebhafter Stimmung zu festen, im Verlauf der Versteigerung anziehenden Preisen. Es wurde alles verkauft. Man bezahlte:

		je Ztr. Schmutzwolle	je kg fabrikgewaschen ohne Spesen
Ausgewachsene	A/AA-Wollen	1400—1700 ℳ	ungefähr 90 ℳ
"	gute A-Wollen	1200—1600 "	80—85 "
"	A/B-Wollen	1200—1600 "	ungefähr 70 "
B-Wollen		1100—1500 "	" 65 "
B/C-Wollen		900—1400 "	55—60 "
C-Wollen		800—1100 "	50—55 "
D-Wollen		700—1000 "	ungefähr 40 "
E-Wollen		600— 900 "	20—25 "

Gute Lammwollen waren zu hohen Preisen besonders gesucht. Die nächsten Wollversteigerungen finden statt: Donnerstag, 14. Juli in Berlin; Donnerstag, 25. August in Halle a. S. Anmeldungen von Wolle für die Versteigerungen nur an die Deutsche Wollgesellschaft, Berlin SW. 11, Anhaltstr. 7 erbeten. (Neue Anschrift bitte zu beachten.)

Hauptschriftleiter Helmut Böttcher.
Verantwortlich für Politik: Helmut Böttcher; für politische Nachrichten i. V. Ernst Messerschmidt; für Volkswirtschaft, Provinz und Sport: Hans Heiling für den lokalen Teil und Kommunalpolitik: Erich Sellheim; für Kunst, Wissenschaft und Unterhaltung i. V. Lothar Heberer. — Für den Anzeigenteil Paul Kersten, sämtlich in Halle a. S.
Otto Thiele, Buch- u. Kunstdruckerei Verlag der Halleschen Zeitung, Halle a. S.

Möbel-Ausstellung
Halle a/S, Alter Markt 1 u. 2
Albert Martick Nachf.
200 Zimmer einfacher u. reicher Art preiswert

STADTTHEATER.
Dienstag, den 5. Juli 1921,
Anfang 7½ Uhr Ende 11 Uhr
Der Rosenkavalier.
Octavian: Gertrud Kappel-Schunke, Hannover.
Marschallin: Charlotte Viereck-Kimpel, Dresden.
Ochs: Kammersänger Ludwig Ermold, Dresden.

Ober-Krummhübel, Riesengebirge
Hotel Preussischer Hof
Haus I. Ranges, anerkannt gute Küche. Schönste Lage von ganz Krummhübel, direkt am Walde.
Fernsprecher Nr. 7. Bes. A. Kleske.

Fernspr. 6053 u. 6055.
HALLESCHE PAKETFAHRT
Zillmann & Lorenz
Beförderung von Reisegepäck von und zu allen Zügen.
Auf Wunsch Besorgung von Fahrkarten u. Gepäckscheinen.
Reisegepäckversicherung.
Bahnamtliche An u. Abfuhr von Gütern der Eilgutabfertigung u. Halle-Hettstedter Bahn.

HAPAG
Ferien-Sonder-Fahrten nach den Nordseebädern
Cuxhaven, Helgoland, Amrum, Wyk a. Föhr, Westerland/Sylt, Norderney
am Freitag, den 15. Juli,
mit Dampfer „Prinzessin Heinrich"
ab Hamb. St. P. Landgsbr., Brücke ?, vorm. 7 Uhr.
30tägige Rückfahrkarten zu ermäßigten Preisen.
Frühzeit bestell., da sonst keine Beförd. Gewähr.
Fahrkarten und Auskunft
SEEBÄDERDIENST DER HAMBURG-AMERIKA LINIE
Vertreter in Halle: Georg Schultze, Bernburgerstraße 32 I.

Deutsche Stimmen in die Zeit

Wochenbeilage der Halleschen Zeitung

Nr. 27 — Halle/Saale ◆ Sonntag, den 3. Juli — 1·9·2·1

Ich bleibe in der Überzeugung: unser Gott läßt keinen Deutschen zugrunde gehen, am allerwenigsten Deutschland.

Bismarck.

Joseph Partsch

Ein bekannter Hochschullehrer, der ordentliche Professor der Geographie an der Universität Leipzig, Königlich Sächsischer Geheimer Rat Dr. phil. Joseph Partsch, wird am 4. Juli siebzig Jahre alt; er wurde 1851 zu Schreiberhau im Riesengebirge als Sohn des Geschäftsführers der Josephinenhütte geboren. Nach einer frischen Kinderzeit in den heimatlichen Bergen erhielt er seine Ausbildung am katholischen St. Matthias-Gymnasium zu Breslau und 1869 bis 1874 an der dortigen Universität. Den Mittelpunkt seiner in breiter Front, klassische Philologie, Geschichte und Geologie, umfassenden Studien bildete die Geographie, an deren Vertreter, Carl Neumann, er sich als begeisterter Schüler anschloß. Aus einer 1871/72 erfolgreich bearbeiteten Preisaufgabe erwuchs seine Dissertation über die antiken Itinerare der Römischen Provinz Africa vetus (1874). Der Staatsprüfung (1875), die ihm volle Lehrbefugnis in Griechisch, Lateinisch, Geschichte, Geographie und Philosophischer Propädeutik eintrug, folgte mit besonderer Erlaubnis des Ministeriums noch im selben Jahre die Habilitation für Alte Geschichte und Geographie mit einer Untersuchung über Europas Darstellung auf der Weltkarte Agrippas. Die Uebernahme der Ausgabe des für Afrikas antike Geographie wichtigen byzantinischen Dichters Corippus (1879) für die Monumenta Germaniae historica brachte ihm zur Vergleichung der Handschrift eine erste Reise nach Italien (Ostern 1876). Schon im selben Jahre erfolgte die Ernennung zum außerordentlichen Professor der Geographie. Alpenreisen machten ihn nun so vertraut mit den Gletschererscheinungen, daß er die diluvialen Gletscherspuren des Riesengebirges und des Böhmerwaldes als erster erkannte und an ein mit weiterem Horizont entworfenes Werk „Gletscher der Vorzeit in den Karpaten und den Mittelgebirgen Deutschlands" herantreten konnte, das 1882 erschien, verzögert durch einen Beinbruch in dem Moränengetrümmer der Schneegruben, der ihn Oktober 1880 auf das Krankenlager warf, wenige Monate nach dem Tode seines väterlichen Freundes C. Neumann. Er erfaßte nun die Aufgabe, seinem Lehrer ein Denkmal zu setzen durch Veröffentlichung und zeitgemäße Ergänzung seiner gedankenreichen Vorlesung „Physikalische Geographie von Griechenland mit besonderer Rücksicht auf das Altertum" (1885). Die Sehnsucht, dort selbst beobachtend tätig zu werden, ward im selben Jahre befriedigt durch eine auf Antrag Heinrich Kieperts ihm bewilligte Unterstützung der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin zur Vertiefung der Kenntnis der Jonischen Inseln. Als Frucht wiederholter Reisen erschienen die Monographien über Korfu (1887), Leukas (1888), Kephallenia und Ithaka (1890), Zante (1891) nebst einer Reihe von Spezialstudien. Dazwischen fiel ein viermonatlicher Aufenthalt 1888 im Peloponnes zum Studium der antiken Topographie und Vervollkommnung der Karte der Landschaft Elis; das Ergebnis erschien an der Spitze des großen Olympiawerkes. Eine Reise in den Zentral-Apennin 1889 ward in einem Vortrag der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin verwertet.

Neben diesen Reisen ins Mittelmeergebiet gingen her Studien in der Heimat, namentlich 1894 eine neue, Uebertreibungen der Vorstellung von der vormaligen Gletscherentwicklung im Riesengebirge abweisende Untersuchung (in den Forschungen zur Deutschen Landeskunde VIII, 2), eine erste spezielle Regenkarte Schlesiens (ebenda IX, 3). Die wichtigste Vorarbeit der Landeskunde Schlesiens war die einen kräftigen Band füllende Zusammenstellung der Literatur (1892—1900) in 7 Heften des Jahresberichts der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Das Hauptwerk über Schlesien, der Versuch, eine Probe einer wissenschaftlichen Landeskunde nach des Verfassers Ideal zu geben, erschien in zwei Bänden, der erste 1896 in systematischer Gliederung, der zweite, die individuelle, wirtschaftlich durchleuchtete und belebte Schilderung der drei Teile 1903, 1907, 1911.

Einen weiteren Horizont umfaßte das zuerst in englischer Sprache (Central Europe, London 1903), dann 1904 in Gotha erschienene Werk „Mittel-Europa". Dieses war wohl von entscheidender Bedeutung dafür, daß der Verfasser, den wiederholte Rufe (1884, bald nach der Beförderung zum Ordinarius, einer nach Königsberg, 1902 nach Wien, 1904 nach Halle) nicht der schlesischen Heimat entrücken konnten, wo er 1899/1900 zum Rektor der Universität gewählt wurde, doch 1905 sich entschloß, dem Rufe nach Leipzig auf Friedrich Ratzels Lehrstuhl zu folgen. Dort hat er dann seine weitere Wirksamkeit ausgeübt, wiewohl im Sommer 1914 die Berliner Fakultät ihn als einzigen vorschlug für die Besetzung des Lehrstuhls, den früher Heinrich Kiepert eingenommen hatte. Dort trat eine weit umfassendere Aufgabe an ihn heran, da zu der Lehrpflicht an einer größeren Universität noch die Sorge für die Handelshochschule hinzutrat, der er besondere handelsgeographische Vorlesungen zu bieten sich verpflichtet fühlte. Unter der ernsten Pflicht eines Lehramtes von ungewöhnlich ausgedehnter Front mußte die literarische Tätigkeit zurückstehen. Sie fiel dort überwiegend Aufgaben der historischen Geographie zu, der er schon früher mit seiner Monographie über Philipp Clüver (1891) ernste Aufmerksamkeit geschenkt hatte und neuerdings mannigfache Untersuchungen bot, so im Festband zur Jubelfeier der Universität Leipzig (1909) den Nachweis der lange verkannten Echtheit der Aristotelischen Schrift über die Hochflut des Nils, nachher in den Sitzungsberichten der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften eine eingehende Studie über die Grenzen der Wohnwelt (Oikumene) im Altertum. In Leipzig waren ihm auch weitere Reisen in die Ferne vergönnt, 1905 nach den Pyrenäen, 1910 zum Internationalen Geologen-Kongreß nach Schweden und Lappland, 1912 die Teilnahme an der Transcontinental Excursion mit zweimaliger Durchquerung der Vereinigten Staaten von Ozean zu Ozean. Unmittelbar steht bevor die Veröffentlichung seiner 1899 wieder aufgenommenen Eiszeitforschungen in der Hohen Tatra.

Außer der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, der er angeört, haben ihn zum korrespondierenden Mitgliede gewählt die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften und die Bayerische Akademie der Wissenschaften (physikalisch-mathematische Klasse) zu München; die Geographischen Gesellschaften von Amsterdam, Wien, Dresden, Frankfurt am Main, Greifswald, Halle, Königsberg und Leipzig wählten ihn zum Ehrenmitgliede, ebenso die Schlesische Gesellschaft für Vaterländische Kultur und der Verein für Geschichte Schlesiens. Die Universität Genf machte ihn zum Ehrendoktor der Faculté des lettres, die Universität Athen zum Docteur des sciences. 1903 ward ihm in Preußen die Ernennung zum Geheimen Regierungsrat zu Teil, in Sachsen ward er 1909 Geheimer Hofrat, 1918 Geheimer Rat.

Möge dem hochverdienten Forscher und akademischen Lehrer noch eine lange, gesegnete Tätigkeit in geistiger und körperlicher Frische beschieden sein.

August Hettler.

Der amerikanische Mensch

Von Prof. H. Herzberg.

(Nachdruck verboten)

Die gegenwärtige politische Lage ruft immer wieder Urteile hervor über das Volk der Amerikaner, denen ein gut Teil von Mißwollen mit beigemengt ist. Ein Volk wie das amerikanische fällt schließlich nicht zusammen mit der Person des Präsidenten, auch darf es nicht identifiziert werden mit den verwöhnten oberen Zehntausend oder gar Vierhundert von New-York. Es wird vielleicht nicht schaden, wenn wir uns die Frage vorlegen und ihre Beantwortung versuchen: „Wer sind denn eigentlich die Amerikaner nach Blut und Herkunft? Wie ist das Volk, das jetzt die weiten Räume der Union bewohnt, entstanden und wie bildet es sich weiter?" Denn so viel ist ersichtlich: Das Volk der Nordamerikaner ist in seiner Ausbildung noch lange nicht abgeschlossen, vor unseren Augen geht dieser Prozeß der Weiterbildung, vielleicht Umbildung noch vor sich. Also, eine erst werdende Nation, oder, wie Theodore Roosevelt es einmal formulierte: „Die Amerikaner sind die Söhne von ganz Europa." Ein Blick auf die Zusammensetzung der Einwanderung von heute, und der frühere Präsident scheint Recht zu haben. Und doch war dem nicht immer so. Amerika war gewiß von Hause aus eine europäische Kolonie, aber doch keine gesamteuropäische. Nur drei europäische Nationen waren es ursprünglich, die ihre Banner auf dem Boden der Neuen Welt gehißt hatten. Es waren die Spanier, die Franzosen und dann vor allem die Briten, deren Nachkommen schließlich der Besitz des Erdteils zufiel, deren Sprache, Sitten und Lebensgewohnheiten drüben eingebürgert wurden. Die Väter der heutigen Yankees haben wir also vornehmlich in England zu suchen. Die Anzahl der Franzosen oder der Spanier, denen wir im 17. und 18. Jahrhundert auf dem Boden von Nordamerika begegnen, so in Florida, Mexiko, Californien, Louisiana und Kanada, war vergleichsgering, umgekehrt war die Zahl der Briten, Deutschen und Niederländer, die an der atlantischen Küste festen Fuß gefaßt hatten, nicht unbedeutend. Während man Ausgang des 18. Jahrhunderts im besten Falle 100 000 Franzosen drüben annehmen mochte, belief sich die Anzahl der Ansiedler germanischen Stammes bereits auf 3—4 Millionen. Den Franzosen fehlte es freilich nicht an tüchtigen Führern, wie Frontenac, Champlain, Lasalles; aber hinter diesen stand kein kampfbereites Heer von Ansiedlern. Was die Grenzen des schönen Frankreich überschritt, waren Priester, Soldaten, Abenteurer, Pelzjäger, Trapper, verschwindend wenige nur Ackerbauer. Die meisten derselben finden wir in Kanada, wo ihre Nachkommen noch heute vorhanden sind. Und bei den Spaniern war es ganz ähnlich. Man werfe nur einen Blick auf Neu-Mexiko oder Californien! Die germanischen Kolonisten, die in ihrer großen Mehrzahl aus England kamen, zum kleineren Teil aus West-Deutschland, besonders aus der Pfalz, waren der Hauptsache nach Bauern, Handwerker, Kaufleute; doch fehlte es auch nicht an Vertretern gebildeter Stände, an Lehrern und Predigern. Außer den weißen Bewohnern von Amerika kommen nur noch die Farbigen in Betracht, und zwar die alteingesessenen Rothäute oder Indianer, und dann die an Zahl rasch wachsenden Schwarzen aus Afrika, die man in den heißeren Südstaaten zur Plantagenkultur notwendig brauchte. Seit dem Jahre 1620 begann die Einfuhr der Schwarzen, erst im Jahre 1808 hörte sie auf. Um 1840 schätzte man die Anzahl der Schwarzen auf 1 Million, denen etwa 4 Millionen Weiße gegenüberstanden. Am Ausgang des 19. Jahrhunderts rechnete man etwa 8—9 Millionen Schwarze gegenüber einer Bevölkerung von 60—80 Millionen Weißen. Daß die Schwarzen aber einen zum amerikanischen Volke streng gehörenden Teil bildeten, kann man für heute nicht sagen. Im Gegenteil, trotzdem sie in Sprache, Religion, Zivilisation dem Beispiel ihrer Herren gefolgt sind, trotzdem ihnen der verhängnisvolle Bürgerkrieg der Jahre 1861—65 das Geschenk der Bürgerfreiheit in den Schoß warf, den Unterschied zwischen freier Arbeit und Sklavenheit für immer beseitigte, der Gegensatz der Rassen hat sich nur verschärft. Keine Linie trennt schärfer als die sog. Farbenlinie die beiden Rassen, worüber alle Phrasen und philantropischen Redensarten auch nicht hinwegtäuschen können. So bilden die Schwarzen einen unbequemen Fremdkörper im amerikanischen Volkstum.

Wenn auch Mulatten vorhanden sind in dem Maße wie etwa in Brasilien, hat nie eine Mulattisierung der Bevölkerung stattgefunden. Während die Schwarzen ein zahlenmäßig starkes, rassekräftiges Element darstellen, gilt das nicht von den ursprünglichen Bewohnern Amerikas, von den Rothäuten. Ungleich ihren kulturell höher gestiegenen Verwandten auf den Hochebenen von Mexiko und Peru, blieben sie auf ihrer niederen Kulturstufe. Der Mehrzahl nach waren sie Jäger, Fallensteller, Fischer, hier und da auch wohl Bebauer des Bodens. Körperlich kraftvoll, soldatisch nicht nur tüchtig, wurden sie von den Weißen, den Franzosen wie von den Engländern in Dienst genommen; aber in dem Ringen der beiden europäischen Mächte um die Vorherrschaft auf amerikanischem Boden wurden ihre Kräfte verzehrt, mit dem Wachstum der weißen Einwanderer schwanden sie dahin oder wurden abgeschoben nach dem trockeneren Westen, wo sie auf Reservationen, die man ihnen auch auf die Dauer nicht gönnte, langsam verkümmern. Die wildesten ihrer Stämme haben sich in Räuber umgewandelt, die zahmeren im Osten wenigstens gehen allmählich im weißen Farmertum auf. Der Zahl nach dürften sie wenig über ¼ Million Köpfe stark sein. Ehe wir nun von einer neuen Einwanderung farbiger, wenigstens nicht zu den Weißen gehörenden Menschen berichten, von den Ostasiaten, müssen wir zu den Amerikanern kaukasischer Rasse zurückkehren. Die Zahl derselben belief sich, wie oben erwähnt, zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf über 4 Millionen. Im Laufe des betr. Jahrhunderts ist sie aber gestiegen auf 70—80 Millionen. Nicht zum wenigsten durch Einwanderung, die mindestens 20—30 Millionen Europäer nach der Neuen Welt geführt hat. bis zum 8. Jahrzehnt des Jahrhunderts entstammten die Immigranten zumeist England, Irland, Deutschland und Skandinavien, dann läßt die Auswanderung aus diesen Gebieten nach, dafür senden nun Italien, Ungarn, Polen, Rußland, ja selbst Südost-Europa ihre Söhne in wachsender Zahl nach Amerika. Auch Spanier und Franzosen finden sich unter den Einwanderern; aber doch nur in geringer Zahl. Die Frage muß aufgeworfen werden: „Kann die Union diese neuen osteuropäischen Elemente, die sozial ziemlich tief stehen, auch wirklich assimilieren und anglisieren? Bringen diese Einwanderer, die man drüben als schmutzige Weiße zu bezeichnen pflegt, auch diejenigen Charaktereigenschaften mit, die bisher die Größe des Amerikanertums ausgemacht haben? Eine bange Frage. Die Zukunft muß darüber entscheiden, wie das Amerikanertum, das jetzt noch in seinen Hauptzügen einen angelsächsischen Charakter trägt, einmal beschaffen sein wird.

Gerade in den ersten beiden Jahrhunderten der europäischen Besitznahme von Nordamerika hatte sich dieser angelsächsische Charakter entwickelt, nicht ohne daß Deutsche und Niederländer einen starken Zuschuß zur neuen amerikanischen Nation gegeben hätten. Wir können da drei Typen unterscheiden: den eigentlichen neuenglischen in den Kolonien, die sich um Boston entwickelten; hier ist die Heimstätte der später sog. Yankees. Die mittleren Staaten mit ihren Hauptmittelpunkten New-York und Philadelphia, haben niederländische und namentlich Pennsylvanien viel deutsche Einschläge empfangen. War doch letzterer Staat damals auf dem Wege, ein Klein-Deutschland zu werden. Hier erscheint der Typus des Amerikaners etwas gemildert, abgedämpft. Und endlich der Süden mit dem virginischen Typus. Hier waren es vor allem Söhne englischer Aristokraten, welche mit Hilfe der schwarzen Arbeitskräfte die großen Plantagen schufen. Hier erwuchs ein Herrengeschlecht von angenehmen Formen des Verkehrs, aber zugleich ist Virginien auch die Heimat gewesen einer Reihe tüchtiger Präsidenten. In der Mitte und im Norden waren die Ansiedler im wesentlichen bürgerlich-bäuerliche Elemente, beseelt von großem Fleiß, ausgezeichnet durch praktischen Blick, später vorzügliche Techniker, politisch von einem starken Unabhängigkeitssinn erfüllt. Ein Staat wie Massusetts z. B. sollte die Heimstätte einer echten Demokratie werden.

Im 19. Jahrhundert erfolgte, wie schon erwähnt, die gewaltige europäische Einwanderung, zumal nach den Staaten des Nordens, und später des Westens. Der sklavenhaltende Süden dagegen wurde von der weißen Einwanderung gemieden. Dank dieser Menschenfülle wurde es den Amerikanern möglich, die weiten Räume dieses reichen Erdteils zu erschließen und zu besiedeln. Der nahe Westen, das Land zwischen den Alleghanies und dem Mississippi, war der Gewinn des Unabhängigkeitskrieges, der fernere Westen dagegen, das Land westlich vom großen Strom, wurde vom Präsidenten Jefferson erworben, was noch westlicher lag, wie Texas, das Felsengebirge, das Gebiet von Oregon und Washington, wurde den Mexikanern, Briten und Russen abgenommen, wenn wir Alaska noch mit unter den Erwerbungen aufzählen wollen. Auf diesem gewaltigen Raume breiteten sich die Amerikaner nun aus, derart, daß die alten Oststaaten ihre Einwanderer nach dem Westen entsandten, die gemeinsam mit den Ankömmlingen aus Europa die Riesenarbeit der Erschließung des Landes unternahmen. Man darf nicht vergessen, daß die Yankees zumal geschickte Techniker und Erfinder waren, was ihre Werkzeuge beweisen, daß hier in Amerika die Kraft des Dampfes sehr bald benutzt wurde, um die herrlichen Ströme zu befahren, und daß die Erfindung der Lokomotive hier sehr bald zu einer Ausgestaltung des Eisenbahnverkehrs führte, der alles Dagewesene in Europa übertraf. Die neuen Bahnen mit ihren kühnen Brückenanlagen wurden förmlich die Wegebereiter für die amerikanische Kultur. Sie schufen vielerorts erst die Ansiedlungen. So eroberte der Amerikaner das Land als Wegebauer, als Städtegründer, als Farmer und als Bergmann, nicht ohne daß die verschiedenen europäischen Einwanderer sich mit ihm in die Arbeit geteilt hätten. Ja, bei dem Bau der großen pazifischen Bahnen halfen sogar Tausende von Chinesen mit. Die Gründung der Städte ist spezifisch amerikanische Arbeit, mögen sich auch deutsche und irische Bürger in denselben in Menge befinden. Die Landwirtschaft, die ja auch gewisse amerikanische Züge trägt, ich erinnere an die Einzelfarmen, an die weitgehendste Benutzung der landwirtschaftlichen Maschinen, an den echt kolonistischen Raubbau, liegt doch zum guten Teil auch in deutscher Hand. Der Bergbau auf Edelmetalle lockte zunächst Menschen aller Nationen an; heute hat das aufgehört, und es arbeiten nur geschulte Bergleute in den Schächten. Der Reichtum an Kohle und Eisen, an Steinöl wird jetzt namentlich durch osteuropäische Arbeitskräfte ausgebeutet. Daß die Landwirtschaft, besonders die Aufzucht und Verwertung des Viehes, amerikanische Züge trägt, ist ja bekannt. Hier hat, zumal im Westen, der einwandernde Amerikaner vom Spanier und Mexikaner manches übernommen. Die Cowboys sind im Grunde eine Nachbildung mexikanischer Vorbilder. Spezifisch amerikanisch ist wiederum der Zug, daß die Landwirtschaft drüben wie ein Handelsgeschäft betrieben wird. Die Liebe zur Scholle, das Verwachsen mit derselben kennt der amerikanische Farmer nicht. Das findet man eigentlich nur beim Deutschen und Skandinavier. Vielleicht auch beim Schwarzen, der ja jetzt im heißen Süden als Kleinsiedler sich ausbreitet, wo früher die weiten Baumfelder der Sklavenbarone sich ausdehnten. Was der Amerikaner sonst in der Kultur des Landes geleistet hat, besonders in der Einbürgerung fremder Gewächse, nicht bloß von Getreide — wir denken an Obst- und Weinkulturen in Kalifornien und Florida — ist aller Achtung wert. Allerdings sind auch hier wieder Fremde an erster Stelle tätig gewesen. Italiener, Franzosen und Deutsche. Die amerikanische Ackerkultur ist trotzdem noch recht entwicklungsfähig, ja sie zeigt Züge des krassesten Raubbaues, der zum Beispiel zu einer unsinnigen Verwüstung der ehedem so herrlichen Wälder geführt hat. An eine Schonung oder Erneuerung der Waldungen fängt man jetzt erst zu denken an. Natürlich muß da das deutsche Vorbild wieder aushelfen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X192107031-14/fragment/page=0005

Daß die Amerikaner auf technischem Gebiete sich als Meister bewährt haben, beweist ihre ungeheuer angewachsene Industrie. Die dünnere Bevölkerung, die Höfe der Söhne haben verhältnismäßig früh zur Verwendung der Maschinen geführt, und so ist allmählich im Lande ein Fabrikanten- und Arbeiterstand herangewachsen, der an Europa erinnert, ein Zustand, der natürlich dazu führt, daß sozialpolitische Fragen in den Kreis der Erörterung treten. Während früher die Union ein Land der Farmer und Plantagenbesitzer war, tritt die Landwirtschaft heute zahlenmäßig etwas zurück. Die Menge der Großstädte, die wir jetzt drüben haben, die Unmenge der industriellen Betriebe haben zu ganz neuen Erscheinungen im wirtschaftlichen Leben geführt, zu den sogenannten Ring- oder Trustgebilden, die wie Staaten im Staate erwachsen und in einer gefahrdrohenden Weise das wirtschaftliche Leben bzw. die wirtschaftliche Selbständigkeit des einzelnen Bürgers bedrohen. So stehen sich denn die großen Arbeiterverbände und die Verbände der großen Unternehmer oft wie feindliche Mächte gegenüber. Die Gesetzgebung ist nur mühsam imstande, da Abhilfe zu schaffen. Präsidenten wie Roosevelt, Taft, Wilson haben sich vergeblich um Abhilfe gemüht. Damit kommen wir auf das soziale Leben, auf die politischen Zustände und im Anschluß daran auf die geistige Kultur der Amerikaner und die Möglichkeiten einer neuen höheren Entwicklung. — Wir können nur Streiflichter auf diese Materie fallen lassen. Die politischen Zustände sind grundsätzlich von denen in Europa — wenigstens im alten Europa — unterschieden. Der Staat der Amerikaner ist aus demokratischer Wurzel entsprossen. Und die Verfassung, von ihren großen Vätern nicht ungeschickt zusammengesetzt, hat den politischen Wünschen bis jetzt genügt. Zugegeben mag werden, daß die Vorherrschaft des Kapitals sich bemerkbar macht bis in den Senat (das Oberhaus) und den Kongreß, daß der Präsident nicht die Macht hat entwickeln können, diesen Uebelständen zu steuern. Möglich, daß diese Uebelstände schließlich zur Zersetzung der großen Republik führen können; uns steigt das Bild vom republikanischen Rom auf, dessen Senatoren sich dereinst in schändlicher Weise an den unterworfenen Staaten des Ostens bereicherten. Möglich, daß der amerikanische energische Arbeiter und Bürger sich aufrafft und gegen diesen Mißbrauch der Kapitalkräfte tatkräftig auftritt. Daß solche Gefahren eintreten können, ist nicht ausgeschlossen, zumal wenn wir an die Bestrebungen der Amerikaner denken, die man gegenwärtig als Panamerikanismus, Imperialismus oder Expansion bezeichnet. Gewiß, die heroischen Instinkte der Nation werden hierdurch auch mit belebt, der kriegerische Ehrgeiz der Nation gemeckt, aber auf der anderen Seite besteht die Gefahr, daß die amerikanische Hochfinanz sich die betreffenden Gebiete in Mittel- und Südamerika unterwirft und die oben angedeutete Kumulierung des Kapitals in noch krasserer Weise in die Erscheinung tritt. Daß die amerikanische Politik auch über die Grenzen des Erdteils längst hinausgeschritten ist, beweist ja die Tatsache, daß außer Hawai und Samoa die Amerikaner auch auf den Philippinen festen Fuß gefaßt haben. Ob sie diesen Besitz behaupten werden, ist ja eine Zukunftsfrage. Möglich, daß sie ihnen in dem Ringen, das dermaleinst zwischen Amerika und Japan eintreten wird, wieder verloren geht. Ebenso wäre es verfrüht, über die weitere Entwicklung des Panamerikanismus etwas Endgültiges festlegen zu wollen. Die Gegensätze von romanischer Sprache und Kultur und angelsächsisch-protestantischer Kultur fallen doch auch mit ins Gewicht.

Und nun noch ein Schlußwort über die amerikanische Geisteskultur. Nach dem, was wir oben bemerkt haben über den politischen und sozial maßgebenden Einfluß des britischen Einwanderelementes ist es nicht zu verwundern, daß Amerika noch heute als eine geistige Kolonie von England erscheint. Mit der englischen Sprache hat eben auch die englische Literatur ihren Einzug drüben gehalten. Das aus England stammende Recht, die Formen der englischen Religiosität haben drüben ebenso bestimmend gewirkt. Der geistige Einfluß der deutschen Einwanderung ist doch geringer, als man bei uns in Deutschland annimmt. Der Anlauf, den man in Pennsylvanien zu einem Kleindeutschland ehedem nahm, blieb doch schließlich stecken; die Mehrzahl der deutschen Einwanderer, die im 19. Jahrhundert herüberkamen, waren in bezug auf höhere Bildung den Anglo-Amerikanern nicht gewachsen und gingen daher in der zweiten und dritten Generation im Anglo-Amerikanertum auf. Gewiß, daß politische Flüchtlinge aus der Zeit des Jahres 1848 höher gebildet waren als die breiten Massen der deutschen Emigranten. Aber auch sie mußten, wie Karl Schurtz s. B. sich schließlich doch dem Anglo-Amerikanertum anschließen. Was die Deutschen trotzdem ihrem neuen Vaterlande genutzt haben auf dem Gebiete der höheren Kultur, das anerkennt ein objektiver Beurteiler, wie der deutsch-amerikanische Gelehrte H. D. Faust. Der Sinn für die Kunst, namentlich für Musik, ist von den Deutschen drüben geweckt worden. Männer wie Karl Lamprecht und Münsterberg, die im ganzen ein sehr günstiges Urteil über das Geistesleben der Amerikaner fällen, geben der Hoffnung Ausdruck, daß die Amerikaner dazu berufen sind, noch einmal geistige Werte zu schaffen, die sich mit denen der europäischen Kulturnationen vergleichen lassen. Auch Amerika, meinen sie, würde die Welt mit Philosophen, Dichtern ersten Grades bereinst beschenken. Nicht zu vergessen auch mit Künstlern, namentlich mit Malern und Architekten. Anläufe dazu waren gewiß vorhanden; und doch ist das Amerikanertum da eben über beachtenswerte Anfänge nicht herausgekommen. Ja, ein etwas skeptischer Kritiker wie Prof. Daenell äußert geradezu, daß die Gefahr eines geistigen Rückschrittes in Amerka sehr stark sei, daß die veränderte Einwanderung nach der Union die Ausbildung eines scharf ausgeprägten amerikanischen Typus aufs neue verhindere. Es wäre in der Tat zu beklagen, wenn dieser Autor recht behielte. Wir Deutsche können nichts Besseres wünschen, als daß der germanisch-protestantische Charakter des amerikanischen Volkes recht stark und kraftvoll ausgeprägt würde.

Die Bedeutung der Romantik für die geistige Kultur des deutschen Volkes

Von Walter Kunth.

(Nachdruck verboten.)

In der Mitte des 18. Jahrhunderts haben wir diejenige Literaturperiode, die wohl die größte und fruchtbarste unseres Volkes gewesen ist, den Klassizismus. Ihr gehörten unsere größten Meister der Dichtung und Kunst, Goethe und Schiller, an. Ein rascher Aufstieg zu dieser Periode der deutschen Dichtung war erfolgt. Mit Adlerschwingen rissen die Meister und Führer die Gedanken ins Reich der Ideale. Wenn wir nun das klassische Ideal formulieren wollen, so läßt sich das am besten mit den Worten Winkelmanns tun, der „edle Einfalt und stille Größe" als solches hinstellte. Nur so wollte er die Antike in ihrem Wesen verstehen. Gehen wir nun an die Werke Goethes, Schillers und Lessings heran, so finden wir, daß das „Winkelmannsche Ideal" tatsächlich verwirklicht wird. Es herrscht eine harmonische Klarheit zwischen Form und Inhalt und das Ganze ist getragen von dem Gedanken einer allgemeinen Menschlichkeit. Es fragt sich nun, welche Stoffe verarbeiteten unsere Klassiker und in welche Form wurden sie gekleidet? Der Inhalt aller Dichtungen war fast immer antik und Form und Versfuß ebenso, ich erinnere nur an „Iphigenie und Tasso" bezüglich des Inhaltes und an „Herrmann und Dorothea" (Hexameter) bezüglich der äußeren Form. So habe ich ganz kurz die klassische Periode skizziert und komme nun erst auf die nachfolgende Literaturzeit, die Romantik.

Sie schließt sich unmittelbar an die klassische Zeit an, grundverschieden in Wesen und Zielen, eine Reaktion des Klassizismus. Ihm gegenüber mit seiner antiken Auffassung steht ein deutscher Formwille, der sich zunächst zwar auf die Dichtung beschränkte, dann aber auf alle Gebiete der Kunst übergriff, selbst die äußere Kultur nicht unbeeinflußt ließ. Diese Bewegung ist eine rein deutsche, deren Uebergriffe ins Ausland bald wieder verschwanden. Die Romantik konnte auch nur in Deutschland eine dauernde Bewegung sein, da nur das deutsche Gemüt und die deutsche Innerlichkeit so auffassen können, wie es die romantische Bewegung wollte. So schuf denn die Romantik nur für Deutschland bleibende Werte. Ich werde nun im Verlaufe meiner weiteren Ausführungen zeigen, welches deutsche Nationalgut uns die Romantik schuf.

Goethe und viele andere Klassiker waren „Weltbürger". Man kämpfte schon einmal gegen das Weltbürgertum im „Sturm und Drang". Aber dieser kurze Anlauf wurde überwunden von den Klassikern Goethe und Schiller. Mehr Erfolg hatte die Romantik, sie schuf wieder eine rein völkische Kultur, völkisches Bewußtsein, Deutschtum. Wie kam die Romantik dazu? Die theoretische Grundlage dieses Strebens ist der Gedanke einer organisch-notwendigen Entwicklung des Einzelwesens. Jeder Mensch mit seinen Anlagen und Verlangen nach Leben muß seinem Wesen nach die Möglichkeit der Entwicklung besitzen. Schleiermacher sagt: „Jeder Mensch ist eigne Art der Menschheit, jeder ein auserlesenes Werkzeug Gottes." So wurde denn die Eigenart des Einzelnen mehr berücksichtigt, man hatte mehr Achtung vor dem Leben in seiner reichen Fülle. Diesen Gedanken der organisch-notwendigen Entwicklung des Einzelwesens bezog die Romantik nun auch auf das ganze Volk, auf das deutsche Volk. Auch vom deutschen Volke verlangte man eine freie Entwicklung gemäß seines Wesens. Das deutsche Volk sollte wieder deutsch werden. Nun entstand aber die Frage nach dem deutschen Wesen. Wer kannte es denn in seiner reinsten Form, wo fand man es? Man ging zurück in der Geschichte bis ins Mittelalter, ja bis in die Germanenzeit. Aus den Werken dieser Zeiten wollte man das deutsche Wesen kennen lernen. Es war durchaus nötig, so weit in der Literatur und Kunst zurückzugehen; denn man mußte eine Zeit suchen, die vollkommen unbeeinflußt vom Klassizismus oder Franzosentum ihre Werke schuf. Diese Zeit erblickte man im Mittelalter und Germanentum. Und mit Feuereifer ging man an die Arbeit. „Der Geist der alten Helden, die deutsche Kunst und Wissenschaft muß das unsrige werden, solange wir Deutsche sind." Die alten Helden waren es, die den Romantiker zunächst anzogen. In ihren Gestalten sah man das deutsche Wesen verkörpert. Treueherzigkeit, Biederkeit, Ehrlichkeit, das waren die Grundzüge des deutschen Mannes. Goethe zeichnete einen solchen Mann schon in seinem „Götz von Berlichingen". Die Romantiker förderten noch mehr dieser „alten Deutschen" ans Tageslicht und schenkten sie dem deutschen Volke von neuem. Man blickte bis in die nordische Sage zurück. So führte Fouqué durch seine Trilogie „Der Held des Nordens" die Siegfriedsage wieder in die deutsche Dichtung ein. Bei diesem Suchen in den Schätzen des Mittelalters richtete sich der Blick auch auf die Werke der Minnesänger. Auch sie wurden zu neuem Leben erweckt. Zu den alten Volksbüchern schuf man bald neue. Ludwig Tieck gab die Volksbücher Genoveva, Kaiser Oktavianus, Fortunat und sein Sohn heraus. Volkssagen, Epen, alles Schätze von unermeßlichem Werte für unser Deutschtum, wurden dem deutschen Volke neu geschenkt. Es ist ganz natürlich, daß auch die Kunst des Mittelalters bald ein Gegenstand des Interesses der romantischen Forscher wurde. Die Malerei Dürers und Cranachs war es, die den Romantiker zunächst anzogen. Und bald war man eifrig dabei, die Werke zu verstehen und Künstlerromane wurden herausgegeben. Die von Tiecks frühverstorbenem Freunde Wilhelm Wackenroder unter seiner Mitwirkung verfaßten „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" und der zur Zeit Dürers spielende Künstleroman Tiecks „Franz Sternbalds Wanderungen" regten zu innigerem Versenken in die Werke der altdeutschen Meister an und wirkten so auf die Erneuerung der deutschen Malerei. Der Aufklärer hatte für die Malerei, die ihm nur die Bestätigung mittelalterlicher Enge, kindisch und abergläubisch war, kein Verständnis. Zwar war schon dem jungen Goethe die Kunst Dürers aufgegangen, jedoch nicht so, um tiefe, nachhaltige Wirkungen zu erzielen. Erst Wackenroder gewinnt in seinen „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" das rechte Verständnis dafür. So schuf die Romantik das Bewußtsein im Deutschen, daß er eine deutsche Kunst besitzt. So wandte sich auch die Baukunst durch die Romantik wieder deutschen Motiven zu. Goethe war einst, als er noch in Straßburg weilte, Anhänger der Gotik, später aber lehnte er sie in Hinsicht auf die Antike völlig ab. Die Romantik machte die deutsche Kunst frei vom Ausland. „Nicht nur unter korinthischen Säulen, ionischen Tempeln und römischen Kuppelgewölben wächst wahre Kunst hervor, sondern auch unter gotischen Domen und krausverzierten Gebäuden." Man kommt zurück bis zur bürgerlichen Baukunst. Freude empfand man an einer alten Stadt mit seinen krummen Straßen. — So zog man also aus dem Mittelalter eine Unmenge Werte und Kräfte, die deutsches Wesen verkörperten und erleuchteten. Alle diese deutschen Eigenschaften und Kulturwerte wurden nun eingesetzt für die Fortentwicklung des deutschen Wesens. Ein tiefes Sehnen nach neuer Freiheit, nach festerer nationaler Gestaltung ging durch das Volk, die Zeitumstände vermehrten nur das tiefe Sehnen des deutschen Volkes. Eine große Idee war gefunden, und um sie zu verteidigen und zu verwirklichen, zogen die Scharen der Freiheitskämpfer mit Feuereifer in den Krieg gegen den Feind deutscher Nationalität, Frankreich (Schenkendorf: Frühlingsgruß ans Vaterland: Vaterland, ich muß versinken hier in deiner Herrlichkeit). Das ersehnte Ziel ist die deutsche Kaiserkrone des Mittelalters. Dieser Gedanke, dessen Vollendung noch über ein halbes Jahrhundert auf sich warten lassen sollte, 1871 allerdings in viel herrlicherer Weise sich gestaltend Bahn brach, wurde zur Triebkraft für die geschichtliche Weiterentwicklung Deutschlands. Mit dieser Idee verband sich nun die Philosophie Fichtes. Er sah den Verfall seiner Zeit nur zu deutlich und predigte deshalb den hohen Idealismus zur Besserung der Welt. Die deutsche Nation hielt er für berufen, die Welt zu bessern. Nur dann aber konnte Deutschland diese hohe Aufgabe lösen, wenn das Staatsgefüge fester wurde. So entwickelte sich der Staatsgedanke. Diese Ideen der Weltdurchdringung des deutschen Wesens haben sich bis weit in unsere Zeit fortgeplanzt. Emanuel Geibel singt: „Und es soll am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen." Diesen Gedanken bearbeitet auch Paul Rohrbachs Buch: „Der deutsche Gedanke in der Welt." Es vereinigen sich die romantischen Ideale mit Fichtes Philosophie zum Zwecke der Veredlung des Menschengeschlechts durch deutsches Wesen. Aus dieser Auffassung heraus schufen dann Kleist und Wagner ihre Werke (Käthchen von Heilbronn, Tannhäuser, Der fliegende Holländer usw.). Direkt nationalen Geist atmen Kleist's „Prinz von Homburg" und „Die Hermannsschlacht". Ich habe versucht, in diesem ersten Abschnitt zu zeigen, wie die Romantik tatsächlich eine deutsch-völkische Kultur geschaffen hat, nicht nur durch einseitigen „Patriotismus", sondern durch Deutschtum in jedem Gebiete des Lebens. —

(Schluß folgt.)

Die Bücher vom Kreuzweg

Unter diesem Gesamttitel hat der Patmos-Verlag in München die Werke einer Gemeinschaft von Verfassern herausgebracht, die von besonderem Gesichtspunkt aus die gegenwärtige Zeitlage nach ihrer inneren, geistigen Struktur ergründen und beleuchten wollen. Wir gedachten an dieser Stelle schon des hierher gehörigen Buches von R. Ehrenberg, Ebr. 10, 25: ein Schicksal in Predigten, das das Erlebnis des Krieges in einer Reihe geistlicher Reden zu erfassen versucht. Jetzt liegen noch vor: Ehrenberg, Die Heimkehr des Ketzers, eine Wegweisung zu erfassen versucht. Jetzt liegen noch vor: Ehrenberg, Tragödie und Kreuz (2. Bände: I. Die Tragödie unter dem Olympp. 250 S. II. Die Tragödie unter dem Kreuz. 250 S. Preis zusammen 33 Mk.) und E. Rosenstock, Die Hochzeit des Krieges und der Revolution (360 S. 1920. Preis 18 Mk.). — Es ist nicht zu leugnen, daß die Verfasser in einer wirklichen inneren Verbundenheit stehen und daß sie alle etwas zu sagen haben. Freilich wird die Auseinandersetzung mit ihnen dadurch sehr erschwert, daß die Krisis der Zeit in ihnen selbst erst noch nach dem Ausdruck ringt und daß sie in vielem darum nicht recht faßbar sind, weil die Verständigung mit ihnen sehr schwierig und die Diskussion über manche wissenschaftlichen Grundlagen unmöglich wird. Das zeigt sich besonders in der „Heimkehr des Ketzers", wo von einem Ueberblick über die Religionsgeschichte des Christentums aus weitergearbeitet wird, der zweifellos nicht genügend durchgearbeitet ist. Aber bei diesem wie in dem anderen Buche H. Ehrenbergs „Tragödie und Kreuz" finden sich wertvolle Anregungen für die Erkenntnis der inneren Geschichte der Menschheit —, leider bleiben sie in diesem letzten oft dunkel infolge des schweren Stiles. Am bedeutsamsten erscheint uns das Buch Rosenstocks, das sehr viel mehr enthält, als der bizarre Titel vermuten läßt. Der darin gegebenen Beurteilung von Rud. Steiner und Joh. Müller, die Kritik Osw. Spenglers sind außerordentlich lehrreich — fruchtbar ist die neue epochale Einteilung der Entwicklung des Kirchenrechtes und damit der Kirchengeschichte, auch wenn man ihr nicht zustimmt. In dem Buche lebt eine innerlichste Anteilnahme an dem Geschick unseres Volkes, am Schicksal der Monarchie und ihres Trägers, an der Tragik des Zeitalters. Darüber hinaus wird man sagen müssen, daß der Verfasser, ein aus wirklicher Ueberzeugung getaufter Jude tiefe Einblicke in das Wesen des Christentums hinein getan hat, die mit Nutzen betrachtet und erwogen werden, ist sicher, auch wenn man manches vermißt und vielem nicht beistimmen kann. Daß daneben sich die Abstimmung und damit eine vielfach andere Einstellung zeigt, als der deutsche sie hat und haben muß, ist selbstverständlich. Es fehlt eben das wirklich gemeinschaftliche Leben in der Kulturgemeinschaft mit den Generationen vorangegangener Jahrhunderte, was niemals ein oder zwei Menschenalter sich aneignen können. Der daraus entspringende Gegensatz hindert aber nicht, festzustellen, daß die Anregungen des Buches zur Beurteilung der gegenwärtigen Lage auf jeden Fall wertvoll sind und nicht ungehört verhallen möchten.

N. F.

Die Siebenhundertjahrfeier Wolfr. v. Eschenbachs. Wolframs-Eschenbach (Bayern), der Wohn- und Sterbeort des Dichters Wolfram v. Eschenbach, begeht am 17. Juli den Todestag seines großen Sohnes, der vor etwa 700 Jahren (um 1220) starb. Den Auftakt wird am Vorabend eine Serenade auf dem Wolframsplatz bilden. Der Festtag selbst wird mit einem feierlichen Gottesdienst im Liebfrauen-Münster eingeleitet, wo der große Parzifal-Sänger seine letzte Ruhe gefunden hat. Daran schließt sich ein historischer Festzug, dem die Idee zugrunde liegt: Wolfram kehrt nach dem Sängerkrieg auf der Wartburg sieggekrönt in seine Heimat zurück. Eine besondere Note wird das Konzert durch sechs religiöse Texte aus Wolframs „Parzifal" erhalten, die eigens für die Feier vertont wurden und hier ihre Uraufführung erleben.

Beschlagnahme der Hauserschen Ausgrabungen. Am 11. Juni hat der französische Staat alle Ausgrabungen des Schweizers Dr. O. Hauser, seine große Sammlungen und die zu dem bedeutenden wissenschaftlichen Forschungsunternehmen gehörenden Gebäude in der Dordogne konfisziert und alle Mobilien nebst 42 Hektar Gutsbesitz für den zwanzigsten Teil des Gesamtwertes öffentlich liquidiert. Das Endurteil gegen Dr. Hauser lautete dahin, daß er als deutscher Agent zu behandeln sei und andauernd deutsche Gesinnung bekundet habe. Leider hat die Schweizer Bundesbehörde seit 1914 dieser Gelegenheit niemals den ihr gebührenden Schutz angedeihen lassen, und so sind für die deutsche Wissenschaft unermeßliche Schätze verloren.

Heinrich Schütz. Zehn geistliche Duette für zwei Solostimmen oder zweistimmigen Chor mit Orgel, Harmonium oder Klavier. Nach den Originalen bearbeitet und für den praktischen Gebrauch herausgegeben von Johannes Dittberner. Verlag von C. F. Kahnt, Leipzig. Heinrich Schütz, dem größten Vorläufer Joh. Seb. Bachs, diejenige Stellung in der Musikpflege der Gegenwart zu erobern, die ihm seiner Bedeutung nach gebührt, hat man sich seit Karl Riedel mit Erfolg bemüht. Die vorliegende Ausgabe der geistlichen Duette, die den „Kleinen Konzerten" und den „Symphoniae sacrae" entnommen sind, bringt uns diesem Ziel wieder einen Schritt näher. Johannes Dittberner hat zehn der frischesten und wirkungsvollsten Stücke ausgewählt und dazu nach ihnen spärlich bezifferten Baß eine geschickte und fließende Begleitung geschrieben. Sowohl Solisten wie Frauenchören ist somit beste Gelegenheit gegeben, ihr Repertoire um einige gediegene klassische Werke zu bereichern, die zu ihrer Ausführung keineswegs erhebliche Schwierigkeiten bieten. Die Neuausgabe ist gediegen ausgestattet und zeichnet sich durch schönen, klaren Notendruck aus. Die Partitur kostet 3 Mark, die Stimmenpartitur 1 Mark.

Verantwortlich: Rotha [illegible]

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X192107031-14/fragment/page=0006

Beilage zur Hallescheen Zeitung 1921

Als wir noch ein siegreiches und mächtiges Volk waren

Plaudereien eines alten Hallensers.

Von Max Treu.

(Nachdruck verboten)

Damals, in der Zeit nach dem großen Kriege gegen Frankreich, in dem Jahrzehnt zwischen 1871 und 1881, aus dem ich erzählen will, damals war Halle noch eine bescheidene und verhältnismäßig stille Provinzstadt. Der akademische Einschlag überwog noch immer, wie er seit 150 Jahren stets überwogen hatte; Halle galt im wesentlichen als eine besonders hervorragende Gelehrten- und Schulstadt, deren Ruf durch die Universität und durch die Anstalten der Franckeschen Stiftungen ein für allemal bis weit über die Grenzen Deutschlands festbegründet war. Der Umfang des Stadtbildes hielt sich noch in ziemlich engen Grenzen. Im Norden reichte die Bernburger Straße mit ihrer Bebauung kaum über den Mühlweg hinaus; in der Reilstraße standen erst ein paar vereinzelte Häuser, an die Eingemeindung Giebichensteins dachte noch kein Mensch und schon vor den Toren der Stadt lag damals noch das beliebte Gartenrestaurant „Zur Weintraube", da, wo heute die Lehmannsche Besitzung liegt. Im Süden hörte jenseits des „Rannischen Platzes" die Welt fast ganz auf; ein paar abgelegene Häuser in den „Vereinsstraßen", der „Liebenauer Straße" und weiter draußen noch die alte sagen- und geschichtenumwobene Besitzung „Ludwig et caetera" waren so ziemlich alles, was an menschlichen Wohnstätten sich da draußen befand. Die Lindenstraße war gewissermaßen ein abschließender Straßengürtel — drüber hinaus war freies Feld, rauschte im Sommer das Korn und grünten die Kohlrüben, und nur auf der „Pfännerhöhe" erhoben sich weiter hinaus noch wenige Häuser. Die Merseburger Straße steckte noch in ihren ersten Anfängen, und eine Wanderung zur Gartenwirtschaft „Letzter Dreier" galt schon als eine bedenkenswerte Landpartie. Nach Osten zu hörte die Welt am Leipziger Platz, heutiger Riebeckplatz, auf; über die Bahngeleise hatte sich kaum noch ein Haus verirrt. Die Magdeburger Straße war fast noch völlig unbebaut; nur auf den Bauplätzen der Kliniken herrschte eifrige Tätigkeit. Diesen gegenüber lag das alte Restaurant „Zur Maille" mit einem ausgedehnten Obst- und Gemüsegarten und daneben und dahinter dehnte sich mit schönen schattigen Bäumen „Freybergs Garten", wo öfter Konzerte stattfanden, aus. Der Grund und Boden hier herum war mit Blut gedüngt; hatte doch hier das scharfe Gefecht Bülows am 2. April 1813, das mit der Einnahme der Stadt endete, seinen Abschluß gefunden; die blutigen Endkämpfe der westpreußischen Regimenter brachten an diesen Stellen den Tag zur Entscheidung. Vor dem Steintor, in der Wuchererstraße, war noch alles wüst und leer; nur am Roßplatz — heutige Dessauer Straße — war außer der Aktien-Brauerei in einsamer Größe die Bierwirtschaft „Zum § 11". In der inneren Stadt war bei dem Hotel „Stadt Hamburg" die Welt im wahrsten Sinne des Wortes mit Brettern vernagelt; eine ungeheure Brettervand zwischen dem Gasthof und der Post schloß hier für jeden profanen Schritt das Terrain des Durchbruchs der heutigen Poststraße unerbittlich vom Betreten ab; der ganze nach der Poststraße zu gelegene Flügel der „Stadt Hamburg" vom Torweg ab existierte damals überhaupt noch nicht.

Innerhalb dieser Stadtgrenzen lebte eine fleißige, bescheidene, sparsame Bevölkerung. Zwar war durch die ungeahnten Erfolge des großen Krieges das nationale Gefühl mächtig gewachsen, man war sich bewußt, daß man einem großen, siegreichen und mächtigen Staate angehörte und man gab diesen Empfindungen gelegentlich kräftigen Ausdruck; aber das allgemeine Zeichen der Zeit war und blieb doch immer noch eine, dem heutigen Beobachter oft geradezu rührend erscheinende Bescheidenheit. Man war nicht übermütig, und ein gelegentliches Ueber-die-Strängeschlagen eines einzelnen oder einer Korporation wurde jedesmal mit bedenklichem Stirnrunzeln aufgenommen. Ein starker Kastengeist, der zuweilen auch wenig erfreuliche Auswüchse trieb, herrschte überall vor; jeder achtete auf den andern, daß er den Kreis, in den er nach Beruf und Sitte geteilt war, nicht etwa verwegen übersprang, und tat das einer etwa doch, so durfte er gewiß sein, daß ihm mit Entrüstung und Würde sein frevelhaftes Beginnen verwiesen und ihm in allen erdenklichen Variationen das damalige schöne Lied zu Gemüte geführt wurde: „Mang uns mang is eener mang, der nich mang uns mang gehört," bis der unglückliche Attentäter erschrocken wieder in seinen eigenen Pfuhl zurückhopfte.

Bescheidenheit war die Signatur der Zeit, Bescheidenheit im öffentlichen und privaten Leben, und weder Königgrätz, noch Wörth, noch Gravelotte und Sedan und Paris hatten dieses siegreiche und mächtige Volk um diese stille Bescheidenheit bringen können. Das wurde erst erheblich später anders, als der Riesenaufschwung der Industrie Riesengewinne brachte und das verlockende Klimpern unserer schönen Zwanzigmarkstücke — ach! wann werden wir mal eins wiedersehen? — seinen Sirenensang gegen die guten alten Vätersitten anhob. Dieser Zug einer tiefen Bescheidenheit, verbunden mit dem Gefühl, daß man sparen müsse — wie prägte er sich doch schon in den öffentlichen Gebäuden der damaligen Stadt aus! Abgesehen von den zum Teil majestätischen alten Kirchen und dem ehrwürdigen Rathaus — wie so ganz unsagbar dürftig und nüchtern waren alle öffentlichen Bauten! Häuser, eng und dumpf, mit kleinen Fenstern, kleinen Zimmern, hellen oder ganz dunklen Gängen und Treppen, ohne den geringsten Zierrat an den Außenseiten — so standen sie in Straßen und Gassen und verkündeten die alte Wahrheit, daß der preußische Staat sich großgehungert habe. Die „Wage" am Markt, die alten Kliniken am Domplatz, das Oberbergamt ebenda, die Universitätsbibliothek am Paradeplatz, wo es gelegentlich vorkam, daß sich Bücher, die lange nicht benutzt waren, mit einer Salzkruste überzogen, als ob sie zu Stein werden wollten aus Trauer über die Interesselosigkeit, die man ihnen entgegenbrachte, die Anatomie in der alten Residenz, aus der sich von Zeit zu Zeit ein mächtiger Schmutzwasserstrom mit allen möglichen unappetitlichen Bestandteilen in die tief darunter fließende Saale ergoß, endlich die beiden fürchterlichsten alten grauen Kasten, das Theater und die alte Post — wie so bescheiden, so schlicht, aber auch wie entsetzlich nüchtern wirkte das alles! Als ob ein ganzes Zeitalter untergehen wolle in lauter Nüchternheit! Nur die Universität sah hell und freundlich aus ihrer grünen Umgebung darein, aber auch sie allzeit mit der stummen Klage, daß Meister Schinkels genialer Universitätsbauplan aus Mangel an Mitteln nur ein dürftiges Bruchstück hatte bleiben müssen.

Und ebenso bescheiden wie dieses öffentliche Leben war auch das private. „Große Sprünge machen" konnte man damals noch nicht; über ein schlicht-behagliches bürgerliches Dasein kam man selbst in den wohlhabendsten Familien nicht hinaus, und wollte man auch garnicht hinauskommen. Große Gastereien mit endlosen Gängen und wuchtigen Weinflaschenbatterien kannte man damals nicht und hätte sich davor entsetzt. Gab man eine Einladung zu einem Essen, so ging die Speisenfolge wohl nie über Suppe, Fisch, Braten, Gemüse und Nachtisch hinaus und in der Regel wurde bescheiden nur eine Sorte Wein getrunken; nur bei großen öffentlichen Festessen erschien wohl ein Gang mehr auf der Karte und perlte französischer Champagner in den Gläsern; deutscher Champagner war damals fast noch ganz unbekannt, und die alberne Bezeichnung „Sekt", diese unsinnige Spottgeburt von Fabrikanten- und Oberkellnerphantasie, kannte noch kein Mensch. Der gewöhnliche Mittagstisch, selbst in sehr gutsituierten Bürgerhäusern, bestand aus Suppe, Fleisch und Gemüse, und wenn es in der Obstzeit mal einen Apfel, ein paar Birnen u. a. zum Nachtisch gab, so pflegte solche Gabe für uns Jungen der Vater immer mit einem leichten „Katzenkopf" und den Worten zu begleiten: „Nun bildet euch aber gar nicht ein, daß das etwa alle Tage so geht!" Und es ging nicht alle Tage so: Obst bekam man zum Frühstück oder zum Abendessen, aber nur ganz ausnahmsweise einmal als Nachtisch zum Mittagessen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Grube „Neuglücker Verein"

Ihre geschichtliche Entwicklung bis 1841

Von Joachim Schultze Baron von Gallera.

Am 5. August 1841, also vor fast 80 Jahren, entstand die Grube „Neuglücker Verein" bei Nietleben durch Konsolidation von drei verschiedenen Gruben: „Wilhelm", „Neuglück" und „Charlotte". Später wurde sie noch öfter nachbeliehen, außerdem wurden ihr am 19. Mai 1869 die Gruben „Hulda" bei Granau und „Karl" in der Dölauer Heide unweit des Bahnhofes „Heide" einverleibt.

Die Grube „Wilhelm" wurde laut Urkunde des ehemaligen Königlichen Bergamtes zu Wettin, das 1865, als eine Neuordnung des Bergbauwesens durch das „Allgemeine Berggesetz" vom 24. Juni 1865 in Preußen stattfand, aufgehoben wurde, am 3. Oktober 1835 von Gottfried Heinrich Keucher zu Wettin ins Leben gerufen und mit 1 Fundgrube und 300 „Maßen" vom Staate beliehen auf Grund der Vorschriften der Magdeburg-Halberstädter Bergordnung vom 7. Dezember 1772. — Die Fundgrube bildete, wie bei allen damaligen Gruben, das eigentliche Schachtfeld und umfaßte etwa 1 preußischen Morgen im Quadrat, sie war die engere Grube, jene Stelle, wo man zuerst die Kohle geschürft, d. h. gefunden hatte, und die dann auch zuerst abgebaut wurde, um von da aus dann oberirdisch durch intensiven Tagebau oder unterirdisch durch Stollen raubbauartig die Kohle des umliegenden Distriktes abzuteufen. — Die Grube „Wilhelm" wurde dann noch dreimal nachbeliehen: 1836, 1837 und 1840. Am 14. März 1884 wurden bereits von den 1200 „Maßen", welche der Grube verliehen wurden, 13 wieder freigegeben, so daß sie bei der Konsolidation einen Umfang von 1187 „Maßen" = 212 600 preußischen Quadrat-Lachtern = 935 440 Quadratmetern aufwies. Sie lag beiderseits des von der Chaussee Nietleben—Dölau nach Lieskau führenden Waldfahrweges. Ihr Hauptgebiet erstreckte sich südlich dieses Weges bis zu dem von Cölme auf obige Chaussee mündenden Fahrwege. Es schloß sich an ihre Südgrenze die Grube „Neuglück" an. Im Westen wurde sie von der Grube „Hulda" bei Granau begrenzt. Im Norden ragte sie nur wenig über den Lieskauer Weg hinaus, ebenso im Osten über die Chaussee. Ihr östlicher Nachbar war die kleine Grube „Karl". Die Fundgrube „Wilhelm", also ihre Schürfungsstelle und engere Grube, lag unmittelbar östlich der Chaussee, wenige Schritte nördlich des Weißen Weges. Der Südostzipfel des Grubenfeldes erstreckte sich südlich noch über die alte Fasanerie, die westlich der Chaussee lag, in den Hof des Kontors der Paraffinfabrik. Mit diesem schmalen Zipfel umfaßte sie im Osten fast die ganze Grube „Neuglück". Es ist also die Grube „Wilhelm" die nördlichste und östlichste der drei konsolidierten Gruben gewesen.

Die Grube „Neuglück" ist, wie schon erwähnt, ihr südlicher Nachbar gewesen. Sie wurde gemäß Mutungsrecht vom 17. April und 6. Mai 1826 von der Gemeinde Nietleben am 6. Mai 1826 begründet und vom Staate mit 1 Fundgrube und 236 „Maßen" beliehen. Auch sie ist dreimal nachbeliehen worden: 1830, 1832 und 1833, so daß sie bei der Konsolidation 1841 233 436 preußische Quadrat-Lachter = 1 027 118 Quadratmeter umfaßte. Sie wurde im Norden bekanntlich von der Grube „Wilhelm" begrenzt, im Westen von der Grube „Hulda", im Südwesten von der kleinen Grube „Charlotte", im Süden von der Halle—Eisleben Chaussee, im Südosten vom Dorfe Nietleben und im Osten von der Grube „Wilhelm". Ihre Fundgrube lag im heutigen „Schulhof" in Nietleben, also in der Nordwestecke des Dorfes. Die Grube beute ihre Kohle durch Tagebau ab. Sie war die mittelste der drei Zechen und umfaßte das ganze Gebiet der heutigen Bruchfelder bis vom südlichen Rande der Heide bis zur Eisleben Chaussee. Diese Grubenfelder sind durch Tagebau und später erst durch unterirdischen Abbau entstanden.

Die Grube „Charlotte", die kleinste und südlichste von den drei Gruben, verdankte ihr Entstehen dem Rittmeister Christian Koch zu Bennstedt. Sie wurde am 7. Februar 1835 mit 1 Fundgrube und 213 „Maßen" vom Staate beliehen. Sie wurde nicht nachbeliehen, so daß sie bei der Konsolidation von den alten Umfang von 213 Maßen = 42 582 pr. Quadrat-Lachtern = 100 461 Quadratmetern hatte. Ihre Lage war schon von Natur aus sehr ungünstig; im Norden und Osten wurde sie von der Zeche „Neuglück", im Süden von der Eisleben Chaussee und im Westen von dem von Granau nach Lieskau führenden Fahrwege begrenzt. Sie war also vollkommen eingeengt, hatte daher keine Möglichkeit, sich je auszudehnen. Ihre Fundgrube lag abseits jedes Verkehrs an ihrer Nordgrenze. Zu diesen Schwierigkeiten kam noch der Hauptgrund hinzu, weshalb ihr selbständiges Bestehen auf die Dauer unmöglich war: die technischen Schwierigkeiten des Betriebes. Die Grube lag ja auf dem heutigen Granauer Kirchhof, der anschließenden Obstplantage und der Sandgrube; also auf einem Untergrunde von gewaltigen Sandsteinblöcken. Die Braunkohle befindet sich aber unter der Decke der großen Sandsteinmassen. Man mußte daher, um zu der Kohle zu gelangen, erst dieses Deckgebirge entfernen; dadurch entstand aber ein großer Kostenaufwand, der eine wesentliche Verteuerung der Förderkohle zur Folge hatte, so daß es ausgeschlossen war, mit den anderen Gruben zu konkurrieren. Mit dem Schwinden des Abbaugebietes war aber auch eine Verminderung der flüssigen Betriebsmittel unvermeidlich, so daß der Abbau immer geringer wurde. Zudem lag noch die Kirche und das Vorwerk Granau auf dem Grubenfelde. Das Vorwerk Granau lag damals noch nicht auf der Südseite der Eislebener Chaussee, sondern auf der Nordseite gerade gegenüber seiner heutigen Stelle am Hange der Bruchfelder. Dadurch wurde die Grube natürlich bedeutend in ihrem Betriebe behindert. Alle diese Laisachen hatten nun zur Folge, daß die Zeche die Abgaben an den Staat, die ja immer mit dem Mutungs-, d. h. Abbaurecht verknüpft waren, nicht mehr aufbringen konnte, so daß der Staat der Grube drohte, sie wieder einzuziehen, wenn sie nicht ordnungsmäßig ihre Kohle abbauen würde. Dieser Grund bewog den Rittmeister Koch, um nicht sein ganzes Geld, das er zur Aufrechterhaltung des Zechenbetriebes gegeben hatte, zu verlieren, mit der Grube „Neuglück" sich zu konsolidieren, damit von dem Felde „Neuglück" aus durch tiefe Stollengänge die Kohle der „Charlotte" ordnungsmäßig und billiger abgebaut werden könnte.

Die Grube „Wilhelm" aber wollte sich auch konsolidieren, um gewisse Betriebsschwierigkeiten, die auch ihre Konkurrenzfähigkeit stark geschädigt hätten, zu umgehen, und so konsolidierten sich denn die drei Gruben nach fast 2 Jahre mit den Bergbehörden während neuen Verhandlungen am 5. August 1841 als „Neuglücker Verein" bei Nietleben. Die Konsolidation kostete 27 Taler 19 Silbergroschen 3 Pfennige.

Um die technischen Schwierigkeiten des unterirdischen Zechenbetriebes verstehen zu können, muß man die damaligen Grubenverhältnisse kennen. Man darf sich keineswegs etwa die Gruben so vorstellen, wie sie heute sind. Die technischen Einrichtungen waren noch sehr primitiv, so große Betriebsräume, wie wir sie heute auf den Grubenanlagen finden, gab es damals noch nicht. An Maschinen gab es nur Wasserpumpen, die das Wasser aus der Grubensohle pumpen mußten. Diese Pumpen waren damals auch verhältnismäßig weniger leistungsfähig als heute, so daß sie bei Wasserdurchbrüchen, wie sie bisweilen in Gruben stattfinden, die gewaltigen, in die Stollen einströmenden Wassermengen oft gar nicht bewältigen konnten, weshalb die Stollen öfter „versoffen". Diese Pumpen nun standen in dürftigen Häuschen, die als Maschinenhäuser bezeichnet wurden. Fördertürme und Fördermaschinen für den unterirdischen Abbau kannte man noch nicht. Die Einfahrtsstollen hatten ihre Eingänge von der Erdoberfläche, sie gingen schräg mit vielen Windungen in die Tiefe, sie wurden daher auch als „schiefe Ebene" bezeichnet; dort wurde auch die Kohle herausgefördert und auf große Stapelplätze, in Schuppen, gebracht. In bestimmten Entfernungen waren Luftschächte angelegt, die einzigen Vorkehrungen für die Luftzirkulation der Stollen, denn Luftdruckpumpen wie man sie heute auf jeder Grube vorfindet, mit denen dauernd frische Luft in die Stollen gepumpt und die verbrauchte Luft durch den Druck der frischen Luft durch einen Schacht herausgepreßt wird, sind erst Produkte der letzten Dezennien. Daher waren die Bergleute damals viel mehr den „schlagenden Wettern" ausgesetzt als heute. Dabei sei aber bemerkt, daß „schlagende Wetter" in Braunkohlengruben selten sind, während sie in Steinkohlenbergwerken auch heute noch leider häufig vorkommen. Ein solcher unterirdischer Grubenbetrieb mußte natürlich viel mehr mit den Naturhindernissen kämpfen als es heute der Fall ist. Gerade diese Art des Kohlenabbaues, die ja auch heute noch mehr Schwierigkeiten bereitet als der Tagebau, war damals viel gefährlicher, umständlicher, verschwenderischer und teurer als heute. Daher kann man verstehen, daß immer versucht wurde, die Kohle durch Tagebau abzubauen, wenn es nur einigermaßen möglich war, ein Bestreben, das heute noch vertreten wird.

Da nun die Grube „Neuglück" durch Tagebau ihre Kohle viel leichter, sparsamer und billiger ohne besonderen unnötigen Kostenaufwand gewann, während diese Art Gewinnung für die Gruben „Wilhelm" und „Charlotte" schwierig, ja unmöglich war, diese also auf unterirdischen Wege abzubauen versuchen mußten, ihre Konkurrenzfähigkeit also gegenüber „Neuglück" sehr vermindert wurde, war die Konsolidation eine unausbleibliche Folge.

Daß der unterirdische Abbau der Kohle ein großer Raubbau ist, haben die Sachverständigen schon lange Zeit hindurch betont, und wer diese Art des Kohlenabbaues gesehen hat, muß auch als Laie dem beistimmen. Welche Kohlenmengen gehen unserem Wirtschaftsleben dadurch verloren, gerade heute, wo wir so sparsam mit unserer Kohle umgehen müssen; und doch ist ein Ausweg noch nicht gefunden!

Verantwortlich: Erich Sellheim

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X192107031-14/fragment/page=0007

Hallesche Hochschul-Zeitung

Herausgegeben von Mitgliedern des studentischen Presseamtes. Hauptschriftleiter: Alexander Kurt Passolt, Halle-S., Wettinerstraße 23 a.

Nr. 15 | Halle-Saale, den 3. Juli | 1921

Der deutsche Verbindungsstudent am Scheidewege

Gedanken und Ermahnungen zur akademischen Jugendbewegung.

Von Helmut Jochmann, Breslau.

Scharf und treffend hat das „Gewissen", das großzügige Blatt Eduard Stadtlers, oftmals in seinen Artikeln das heutige deutsche Volk gezeichnet. Nicht die zahlreichen Parteien sind heute eigentlich das Trennende, sondern drei auf gänzlich von einander verschiedene geistige Richtungen eingestellte Gruppen, zu denen Menschen aus allen Parteien zu rechnen sind. Der große Krieg und seine Auswirkungen in der November-Revolution sind das Wegekreuz in der Straße der Entwicklung, von dem aus die trennenden Wege laufen.

Für die Einen, die „Alten", bedeutet der 9. November der dicke Strich unter eine lichtvolle Vergangenheit. Sie leben nur noch in der Erinnerung an das, was war, für die ist die Zukunft tot, es sei denn, sie wieder in den Bahnen des Alten zu neuem Leben zu erwecken. Der Faden der Tradition ist ihnen gerissen und aus den Fingern geglitten. Einen neuen aufzunehmen, sind sie zu müde. Sie erschöpfen sich in unfruchtbarer Kritik des gegenwärtigen Zustandes.

Die Zweiten sind die Männer der Novemberrevolution, die fanatischen Gleichheits- und Freiheitsapostel, die da glauben, mit der „Befreiung von der Knechtschaft" sei allein schon eine neue Morgenröte angebrochen. Sie wollen die Einheit der ganzen Welt und versäumen dabei, erst einmal das eigene Volk zu einen. Das sind die Menschen von heute, für die schon die Abendsonne sinkt.

Die Dritten aber, das sind die Jungen, denen der furchtbare Krieg und die Not des deutschen Volkes zum heiligen Erlebnis wurde, denen aus Blut und Eisen, aus Kummer und Elend in immer leuchtenderen Farben, in immer festeren Zügen die deutsche Volks-, die deutsche Notgemeinschaft entstand, die mit dem Willen zum Staat zugleich den heißen Willen zum Volk verbanden. Sie sind noch spärlich, noch nicht die Führenden. Der Albdruck der Kriegsfolgen ist noch nicht von der Deutschen Seele gewichen, im Gegenteil, er wächst. Aber doch regen sich — und das gibt uns Hoffnung — diese neuen, jungen, aufbauenden Kräfte in allen Parteien, in allen Ständen und Klassen und suchen sich über alle engen Schranken hinweg die Bruderhand zu reichen. Not schmiedet Eisen. Am hellsten lodert die Flamme bei der Jugend. Und innerhalb dieser ist es die Hochschuljugend, die den neuen Gedanken in geistige Formen zu gießen sucht. Es entspricht dem individualistischen Charakter des Deutschen, daß sofort die mannigfachsten Gebilde emporschießen: Deutschnationaler Jugend-Bund, Fichte-Hochschul-Gemeinde, Bund zur Hebung des nationalen Gedankens, Göttingen, Hochschulring, Fahrende Gesellen, Deutsche Jugend-Gemeinschaft, Adler-, Falke-, Helmut v. Mücke-Bund, so schwirrt es durcheinander. Aber ein Gedanke zieht sich doch wie ein roter Faden durch alle diese Gemeinschaften: der völkische Gedanke. Viele der genannten Richtungen haben den Charakter selbstständiger Vereinigungen, andere sind Zusammenschlüsse der alten Korporationen mit oder ohne Finkenschaft. Und endlich ist es gelungen, die ganze völkische Jugend im „Jungdeutschen Ring" zusammenzuschließen. Die Einheitsfront scheint hergestellt. Wird sie standhalten?

Betrachten wir einmal die wesentlichsten Bestandteile dieser Zusammenschlüsse, etwa die Jungdeutschen und die Wandervögel, und auf der anderen Seite die alten Korporationen. Die ersteren stehen völlig unter dem Einfluß des Führergedankens. Freiwillig haben sie sich um ihre Führer geschart oder sie aus ihrer Mitte gewählt. Wer je zu ihnen kommt, der will entweder Führer werden, oder sich ihm willig und bewußt unterordnen. Es ist ein wunderbares, erquickendes Gefühl, mit solchen Menschen zusammen zu sein. Und doch bestehen ernste Gefahren für diese jungen Bewegungen. Eben, weil bei ihnen die Tradition völlig fehlt, sind sie wenig stabil, bei ihnen ist noch alles im Fluß. Und wenn die Führer versagen, können sie leicht in falsche Bahnen gelenkt werden. Ihnen gegenüber haben die Korporationen, insbesondere die alten tonangebenden Verbände, etwas starres. Das liegt in ihrer Entwicklung begründet. Aus der Gluthitze einer großen Welt heraus, durch das Erlebnis von 1813, 1817, 1848 zusammengeschmiedet, von einem allen ihren Mitgliedern gemeinsamen Gedanken erfüllt, sind sie entstanden. Damals hatten sie die magnetische Kraft junger Bewegungen, sie griffen über Stand und Partei hinaus durch die Stärke ihrer Idee und durch die Persönlichkeit ihrer Führer.

Damals bekannten sich diese jungen Gemeinschaften zum Führergedanken, und das war ihre Stärke. Dann kam die Erfüllung ihres heißen Sehnens, die glanzvolle Kaiserzeit, und mit ihr die Machtentfaltung auf allen Gebieten. Den Jahren der Verfolgungen folgten andere, in denen der Verbindungsstudent gern gesehen, hochangesehen, ja übertrieben angesehen war, die Zeiten, von denen der Dichter des Liedes „O alte Burschenherrlichkeit" so bezeichnend sagt: „Wo sind sie, die vom breiten Stein nicht wangten und nicht wichen, die ohne Spieß bei Scherz und Wein den Herr'n der Erde glichen?"

Die großen Ziele, abgesehen vom großdeutschen Gedanken, waren erreicht, die Entwickelung ging in die Breite. Der Schutz des stolzen Reiches erforderte Wehrhafthaltung, und so begann im Verbindunugsleben das Fechten eine immer entscheidendere Rolle zu spielen. Aber auch qualitativ trat eine Veränderung ein. War bei den Studenten der Gründungszeit das Fechten ein frohes Kampfspiel gewesen, and das Drangehen an den Gegner das Ausspähen seiner Blößen das Wertvollste, so trat leider mit der Zeit eine immer größere Erstarrung ein und es entwickelte sich eine Auffassung, die man als „Beckmessertum" bezeichnen kann, das peinliche Aufpassen auf „Inkorrektheiten", das Genügeseinlassen mit dem bloßen „moralisch einwandfreien" Stehen. Spähen auf eine Blöße wurde als „Lauern" verpönt. Oft wurde die Mensur nur noch ein Duell zwischen den Sekundanten.

Dann kam der große Krieg und sein furchtbares Ende. Und wem es vergönnt war, von den Schlachtfeldern heimzukehren, der trug eine brennende Sehnsucht im Herzen, dem waren besser als aus allen Büchern draußen Auge im Auge mit den Kameraden aus allen Schichten die großen Zusammenhänge im Leben eines Volkes klar geworden, der sah die Welt mit ganz anderen Augen an als früher, und erkannte die Schäden der Vergangenheit, für den schwand das Unmäßige, für den wurde das Wesentliche tiefstes Erkenntnis. Und als dann die Revolution hereinbrach und der ganze Haß der Volksseele sich entlud, da bildete sich unter diesen Jungen ein festes Ziel und eine Richtung ihres Strebens: Liebe statt Haß, Arbeit am Ganzen über der Partei! So entstanden der deutschen akademischen Jugend ihre Führer, so wurde zu der heutigen, hoffnungsvollen Entwicklung der Boden bereitet. Es mußte gesagt werden, daß eine große Anzahl dieser Führer Verbindungsstudenten waren. Aber sie waren nicht die Verbindungen selbst. Sei es, daß sie durch ihre starke Tätigkeit nach außen nicht im Stande waren, den Nachwuchs der jungen Bbr. Bbr. zu sich heranzuziehen, sei es aus anderen Gründen, jedenfalls fand die junge Bewegung trotz mancher guten Ansätze in den Korporationen an sich ein starres, Neuerungen widerstrebendes Element, das sich wohl, vielleicht auch unbewußt durch die starken Anfeindungen von links, gedrängt in die neuen Zusammenschlüsse fügte, ohne jedoch seinen ursprünglichen Charakter auch nur im geringsten zu verändern und stets peinlich bemüht, die Tradition zu wahren.

(Schluß folgt.)

Studentische Gemeinschaftsarbeit

Der studentische Gemeinschaftsgedanke marschiert! Der Verband der Halleschen „Studentenschaft" soll aus einer Verwaltungszentrale eine Gemeinschaftsbewegung werden! Neues Leben will sich von innen heraus gestalten! Der Verwaltungskörper ist errichtet, das Haus ist fertig! Jetzt gilt es, jenseits jedes Formalismus den Geist zu bestimmen, der im Hause, im Körper walten soll; jetzt heißt es, dem Gemeinschaftsbau den Lebensinhalt zu geben.

Dazu brauchen wir nicht Neues zu erfinden, sondern wir greifen hinein in das Jugendleben, das außerhalb der Mauern unserer alma mater flutet. Mancher Kommilitone kennt sich dort aus; viele von uns haben dort, in der Deutschen Jugendbewegung, Gutes gesehen und fördern helfen. An alle diese wendet sich die Bitte um Mitarbeit.

Wir dürfen die Fühlung mit der Volksjugend nicht verlieren, wollen wir nicht unverstandene, sonderbündlerische Jugend bleiben! Wer noch an die Möglichkeit einer Deutschen Volksgemeinschaft glaubt und sie herbeiwünscht, der darf an dem Problem der akademischen Jugend als führender Teil der neuen, starken Deutschen Jugend nicht vorübergehen.

Die „Studentenschaft" darf kein Muster der Vergangenheit oder gar morgen entwerteter Gegenwart sein, sie muß ein Vorbild „Deutscher Zukunft" werden.

Wir brauchen dazu die Mitarbeit aller, der nüchtern Rechnenden, der viel Wägenden, aber auch der jungen Frischen und mutig Stürmenden! Alle sind willkommen, vermögen sie nur ein Weniges oder der Gedanken Fülle zu geben!

Ansätze zielbewußten Schaffens sind bereits vorhanden, nur die Mitarbeit weiter Kreise kann das Begonnene durchführen.

Die sozialen Fragen der Studentenschaft sind vorerst:

Leibesübung, Volksbildung, Jugendarbeit, staatsbürgerliche Erziehung.

An Aemtern hat der „Asta" bereits eingerichtet: Turn- und Sportamt, Wanderamt und Volksunterrichtskurse. Andere sollen ins Leben gerufen werden, so wegen abgeschlossener Vorarbeiten: Kulturamt und Jugendarbeitsamt. Für staatsbürgerliche Erziehung werden erst die Erfahrungen der „Deutschen Gesellschaft für Politik, des V. D. St., der Burschenschaft, des Corps „Normannia" u. a. abgewartet, ohne uns dabei weiterer Bearbeitung auch neuer Probleme verschließen zu wollen.

Die vorbereitende Arbeit für alle diese Fragen steht satzungsgemäß dem „Sozialen Arbeitsamt" zu, das über den Fortgang der Untersuchung laufend (ab Heft 4) in der „Deutschen Hochschule" berichtet.

Zur Vertiefung der Fragen wird im November an der Universität vom „Sozialen Arbeitsamt" ein „Lehrgang zur Einweihung und Fortbildung von Jugendpflegern und Leitern von Jugendvereinen und Jugendabteilungen" abgehalten, der neben Vorträgen vorsieht: Besichtigungen, Vorführungen und Handfertigkeitslehrgänge.

Ferner bemühen wir uns um die Abhaltung einer Führertagung in Halle, zu der Führer der Deutschen Jugendbewegung und der studentischen Gemeinschaftsbewegung nach hier eingeladen werden. Es wird so jedem Kommilitonen Gelegenheit gegeben, sich über das zu unterrichten, was in der Deutschen Jugend vorgeht.

Kommilitonen, wer wollte dabei abseits stehen! Bedenken Sie, daß es die Jugend ist, die Deutschlands Schicksal bestimmt, sobald sie herangereift ist! Melden Sie sich zur Mitarbeit beim „Sozialen Arbeitsamt". Für einen jeden ist Platz, ganz nach Eigenart und Wollen. Näheres erfahren Sie täglich im Zimmer 6 während der Dienststunden bei Herrn Hempel.

Das Soziale Arbeitsamt
der „Halleschen Studentenschaft".

— **Vereinigung der Prosektoren.** Gelegentlich der Tagung der Deutschen pathologischen Gesellschaft in Jena 1921 hat sich eine Vereinigung der selbständigen, pathologisch-anatomischen Prosektoren zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen unter dem Vorsitz von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Schmorl in Dresden gebildet. Nähere Auskunft darüber erteilt Dr. Gg. B. Gruber, Vorstand des pathologischen Instituts beim Stadtkrankenhaus Mainz.

Die akademisch gebildeten Kohlenschipper

Von X. Y. Z.

Als friedlicher Mitteleuropäer bummle ich nichtsahnend meinen Weg ins Büro. Da kommt mir ein Bekannter entgegen: „Mensch, weißt du schon? Wir werden eingesetzt! Westerwald! Bergwerk oder sowas. So schnell wie möglich." — Na, denn also los! In Eile ging es zum Sammelplatz, wo wir schon ein paar Bekannte trafen und Näheres erfuhren. Die Bergleute im Westerwald streikten. Dadurch war der Betrieb der dortigen Ueberlandzentrale in Frage gestellt, die den ganzen Bezirk bis nach Koblenz hin versorgte. 25 000 Arbeiter mußten wider ihren Willen feiern, wenn der Strom ausblieb. Da hatte man denn den Einsatz der Nothilfe angeordnet.

Auch an die junge Eisenacher Ortsgruppe war der Ruf ergangen, und bereits mit dem nächsten Zuge, 4 Stunden später, war der erste Transport abgerollt. Wir sollten als nächsten folgen. Die Reichswehr half uns mit Arbeitspäckchen und Kommißtrittchen aus, Kochgeschirr und Eiserne Portionen wurden gefaßt, und im Laufschritt ab zum Bahnhof. Irgendjemand drückte uns die Fahrkarten in die Hand, wir sausen zum Bahnsteig hinauf und erwischen gerade noch den D-Zug, der sich gerade in Bewegung setzen will. Im Vorbeifahren ein Abschiedsgruß unserer Arbeitsstätte und dann beginnen wir, uns häuslich einzurichten. Im Wagen herrschte Ueberfluß an Platzmangel, und so erklärten wir feierlichst den Harmonikabalg zu unserem Salon- und Speisewagen, der bald mit dickem Tabaksqualm — Marke Liebesgabe — angefüllt war. Neugierig kamen bald aus den verschiedenen Abteilen die Reisenden, fragten nach dem Woher und Wohin und waren sichtlich erstaunt, wenn sie hörten, wer unter dem grauen Drillichanzug steckte. Begleitet von den guten Wünschen der Mitfahrenden langten wir nach 9½stündiger Fahrt mit einigen Hindernissen in Höhn an. Auf dem Nebengleis stand ein Zug, mit dem die Darmstädter gekommen waren. Nicht lange, und wir waren miteinander bekannt. Gemeinsam gingen wir daran, Quartier zu machen. Mancher, nicht gerade ausgesprochen liebevoller Blick begleitete uns auf dem Weg, und was wir zu hören bekamen, klang auch nicht gerade nach freundlicher Begrüßung. In einer Schule fanden wir Unterkommen. Die Feldküche brachte Mokka und die unersetzliche Marmelade. Was Wunder, wenn da wieder kriegerische Erinnerungen wach wurden. „Im Feldquartier..." erklang es bald und wie die Lieder alle heißen. Und wer da gedacht hatte, daß er sich nun erst mal gründlich nach der immerhin etwas anstrengenden Reise ausschlafen konnte, der kam nicht auf seine Rechnung. Die Darmstädter Studenten waren unerschöpflich. Aber auch die Eisenacher sorgten für erhebliche Bauchmuskeltätigkeit. Trotzdem brachten es einige Unentwegte fertig, zu schlafen, wovon sie durch schneidenden Sägen ähnliche Geräusche gebührend Kenntnis gaben.

Am anderen Morgen gings zum Werke. Aber zum Einsatz in größerem Umfange kam es nicht. Hatte es zunächst nicht an spöttischen Bemerkungen über die Nothelfer gefehlt, so änderte sich das Bild schon ein wenig, als bekannt geworden war, daß viele Technische Hochschüler darunter waren. Als nun aber gar die Dillenburger Bergschüler in ihrer Knappentracht anrückten, da gab man bei und verrichtete doch lieber die Arbeit selbst. Denn nun sah es doch verteufelt danach aus, als würde die Technische Nothilfe es schaffen. So konnten wir denn am nächsten Tage wieder abfahren. Eine größere Anzahl blieb noch einige Zeit vorsichtshalber dort. In Gießen kehrten wir ein, um uns erst mal ein breiter angelegtes Frühstück zu Gemüte zu führen. Zunächst nahm man uns mit sehr gemischten Gefühlen auf, was in Anbetracht unseres An- und Aufzuges auch kein Wunder war. Aber das dauerte nicht lange. Und diese Veränderung trat sehr sichtbar in Erscheinung in Gestalt der Kotelettes, deren Größe wohl als Funktion des Wohlwollens gedeutet werden durfte.

Am Abend langten wir wieder in Eisenach an, wo der Diener der „Herberge zur Heimat" glaubte, uns sein Lokal empfehlen zu müssen, dafür aber mit einem homerischen Gelächter belohnt wurde. Damit hatte unser erster Einsatz sein Ende erreicht. — Es hätte aber auch anders kommen können.

Für katholische Studierende stehen in Italien Freistellen während der großen Ferien zur Verfügung. Die Reise ist von den Reisenden selbst zu bezahlen. Alles übrige ist unentgeltlich. Gesuche für die Zuteilung dieser Freistellen sind unmittelbar an das Sekretariat sozialer Studentenarbeit, Berlin NW. 7, Georgenstraße 44 II, unter Berufung auf das Rundschreiben der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft zu richten. Dem Gesuch ist die Empfehlung einer dem Sekretariat sozialer Studentenarbeit nahestehenden katholischen Stelle (Studenten-Seelsorger, Korporation, Universitäts-Professor) beizufügen. Nähere Auskunft im Zimmer 6 der Tulpe während der Dienststunden von 8½ bis 2 Uhr.

Arbeitsvermittlungamt der Hallischen Studentenschaft.

Magdeburger Juristen und Nationalökonomen! Das Landesarbeitsamt Sachsen-Anhalt, Magdeburg, hat sich bereit erklärt, uns bei der Vermittlung von Ferienarbeit für hiesige Studierende der Rechts- und Staatswissenschaft aus Magdeburg in behördlichen, industriellen, kaufmännischen Betrieben zu unterstützen. Wer von Euch eine solche Verdienstmöglichkeit während der Sommerferien anstrebt, trage sich sofort im Studenten-Sekretariat, Zimmer 6, 2. Stock der „Tulpe" in die dort ausliegende Liste ein. Die Bewerber sollen in der Reihenfolge des Eingangs der Meldungen berücksichtigt werden. Die Liste wird auf Vereinbarung mit dem Landesarbeitsamt spätestens am 10. Juli d. Js. abgeschlossen.

Das Arbeitsvermittlungsamt der Hallischen Studentenschaft.
gez.: Köhler, Rfdr.

Landes-Universität Gießen. Der ordentliche Professor für Staatswissenschaften Dr. August Skalweit hat den an ihn ergangenen Ruf an die landwirtschaftliche Hochschule Bonn-Poppelsdorf angenommen.

Der Privatdozent Prof. Dr. rer. pol. Wolff, an der Universität Halle-Wittenberg, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X192107031-14/fragment/page=0008
DFG